

pro

Christliches Medienmagazin

1 | 2015

www.pro-medienmagazin.de

Die Erben

Von Last und Segen
berühmter Eltern

Nico Hofmann



Filmmacher
fordert
Relevanz in
Medien

Kelly Clark



Olympia-
siegerin findet
Lebenssinn

Bodo Ramelow



Minister-
präsident will
Versöhnung

Liebe Leserinnen und Leser,

seit den 80er Jahren ist der Begriff „Globalisierung“ ein Medienthema. Wissenschaftler, Publizisten und Politiker beschreiben damit vor allem das Phänomen weltweiter wirtschaftlich-politischer Verflechtungen, die letztlich jeden Menschen persönlich betreffen.

Das Phänomen ist vielschichtig. Derzeit erleben wir eine Globalisierung der Angst. Islamistische Attentäter ermorden in Frankreich Karikaturen-Zeichner, anschließend werden völlig unbeteiligte jüdische Mitbürger getötet. Getroffen ist damit auch die



freiheitliche Demokratie, und betroffen fühlen sich Millionen Menschen überall in der Welt. In ihrer Regierungserklärung hat sich nun auch Angela Merkel den Satz „Der Islam gehört zu

Deutschland“ zu eigen gemacht. Ja, es ist sinnvoll, dass die Kanzlerin in einem Land, in dem inzwischen jeder zwanzigste Bürger Muslim ist, starke Signale für Toleranz und Integrationsbereitschaft aussendet. Doch was etlichen als politisch korrekt gilt, bleibt historisch unrichtig: Das kulturelle Erbe und der liberale Geist, in denen die freiheitlich-demokratische Grundordnung des Grundgesetzes wurzelt, gehen auf christlich-jüdische und auf humanistische Prägungen zurück.

Vor diesem Hintergrund ist es nach unserem pluralen Gesellschaftsverständnis nur logisch, dass seit vielen Jahren Muslime zu Deutschland gehören – vier Millionen leben unter uns. Tatsache ist aber auch, dass schon vor dem Anschlag von Paris 57 Prozent der Deutschen in einer repräsentativen Bertelsmann-Studie sagten, sie empfänden den Islam „als Bedrohung“. Diese kollektive Verunsicherung spiegelt sich in „Pegida“-Protesten ebenso wie in Talkshow-Debatten und Internetforen. Doch Angst ist gerade aus christlicher Sicht ein schlechter Berater. Aggression und Provokation können nicht unsere Mittel im Umgang mit Muslimen sein. Und so bietet die Pressefreiheit – eines der höchsten Güter der Demokratie – nicht nur die Freiheit, beleidigende Karikaturen drucken zu dürfen, sondern sich auch bewusst dagegen zu entscheiden. pro druckt keine Mohammed-Karikaturen, außer zu erklärenden Zwecken. Wir berichten kritisch über Politik, Gesellschaft, Medien, Kultur, Kirche und Islam. Aber wir respektieren die religiösen Gefühle von Gläubigen – selbstverständlich auch von Muslimen. Etliche Artikel dieser pro-Ausgabe greifen diese Fragen der globalisierten Angst auf.

Wir wollen aber bewusst auch andere Akzente setzen. Ich empfehle daher unsere Titelgeschichte: Da geht es um die prägende Rolle bekannter Eltern.

Ich wünsche Ihnen eine gewinnbringende Lektüre dieser pro,

Ihr Christoph Irion



25



44

Inhalt	2
Meldungen	4
Kolumne: prost!	25
Leserbriefe	29

GESELLSCHAFT

Titel: Was du ererbt von deinen Vätern, ...	
Bekannte Eltern – Last oder Segen?	6
„Wir treten nicht als Anwalt des Islams auf“	
Der Ratsvorsitzende der EKD im Interview	12
Königin der Bretter	
Olympiasiegerin Kelly Clark fährt mit Jesus Snowboard	14
Erst Jesus, dann Fußball	
Profi-Fußballer Reinhold Yabo setzt Prioritäten	18

PÄDAGOGIK

Werte machen das Leben wertvoll	
Alles außer beliebig	20

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



Nach den Anschlägen von Paris: Kolumnist Wolfram Weimer über den Wert der Pressefreiheit



POLITIK

„Vergeben kann nur, wer das Leid erlebt hat“
Ministerpräsident Bodo Ramelow im Interview 22

Im Land der Lügenpresse
Unterwegs mit einem Pegida-Anhänger 26

MEDIEN

Wo sind die Grenzen des Humors?
Eine Kolumne von Wolfram Weimer 30

Liebe statt Spott
So denkt ein Cartoonist über Charlie Hebdo 32

Wer wirft den ersten Stein?
Impuls von Birgit Kelle 33

„Sie können nach dem Zeitgeist keine Filme machen“
Erfolgsproduzent Nico Hofmann über christliche Werte im Film 34

Kampf ums Kloster
Die ARD-Serie „Um Himmels Willen“ zieht ein Millionen-Publikum an 38

Die Brückenbauer

pro stellt freche Fragen an ideaSpektrum 40

KULTUR

Den Dschihad im Herzen
Kein Widerspruch: Islamisten in der Popkultur 42

Ein Leben für die Müllkinder
Die Ägypterin Maggie Gobran ist für die Ärmsten da 44

Ein Lied der Trauer
Ein Treffen mit dem Flötisten Hans-Jürgen Hufeisen 46

Bibelfilm ohne Botschaft
Nicolas Cage verpasst die Entrückung 49

Der Bote
Auf den Spuren von Matthias Claudius 50

Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktionsleitung Stefanie Ramsperger | Redaktion Moritz Breckner,
Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Norbert Schäfer,
Sebastian Schramm, Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert,
Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE7351390000040983201, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto mrovka, thinkstock



Foto: Mathias Ostf., markus-hollemann.de

Sein christlicher Glaube wurde dem Politiker Markus Hollemann zum Verhängnis

Politiker: Untauglich, weil Christ?

Weil Markus Hollemann einem Verein gegen Abtreibung angehört, haben Politiker und Medien verhindert, dass er Umweltreferent der Stadt München wird. Der Bürgermeister von Denzlingen ist Mitglied der Ökologisch-Demokratischen Partei (ÖDP). Eigentlich sollte er Ende Januar auf Wunsch der CSU Umweltreferent in München werden – bis bekannt wurde, dass Hollemann einem Verein für Lebensschutz angehört und einen Verein gegen Christenverfolgung unterstützte. Es folgte Protest von SPD, Grünen und FDP. Zeitungsberichtestilisierten Hollemann als „fanatischen Christ“ und rückten ihn in die Nähe von Pegida rückten. Der ÖDP-Politiker zog daraufhin die Bewerbung um das Amt zurück. „Meine Frau und ich sind gläubige Christen, also ist uns der Lebensschutz sehr wichtig“, sagte Hollemann im pro-Interview. Er distanzierte sich von radikalem Gedankengut und bekannte sich zur in Deutschland geltenden Rechtslage in Sachen Abtreibung. Hollemann sieht sich wegen seines Glaubens diskriminiert: „In meinem Fall macht es zumindest den Eindruck, dass bestimmte Positionen und Ämter mit Christen nicht mehr besetzt werden sollen. Das ist eine problematische Entwicklung, die vielen Bürgern Sorgen bereiten sollte.“ | MORITZ BRECKNER

75 prozent

der sechs- bis zwölfjährigen Kinder in Deutschland sitzen länger vor dem Bildschirm, als gut für sie ist: mehr als eine Stunde am Tag. Gleichzeitig erreicht nicht einmal jedes zweite Grundschulkind die Empfehlung für körperliche Aktivität. „Überlange Mediennutzung ist nicht nur eine Reizüberflutung für die Kinder. Sie sorgt auch meistens dafür, dass die Kinder viel zu lange stillsitzen“, erklärte Ingo Froböse, Professor an der Deutschen Sporthochschule Köln und wissenschaftlicher Leiter des jüngsten DKV-Gesundheitsreports. Fazit der Studie der Deutschen Krankenversicherung: „Kinder wachsen praktisch im Sitzen auf und kopieren den ungesunden Lebensstil ihrer Eltern“, erklärt der DKV-Vorsitzende Clemens Muth. | SEBASTIAN SCHRAMM

Drei Fragen an Martin Pepper

Liedermacher und Sänger Martin Pepper prägt seit mehr als drei Jahrzehnten die christliche Musikszene. Aktuell hat er sein 20. Album „Mit Sinn und Seele“ herausgebracht.

pro: Auf Ihrem Album finden sich gesungene Gebete und Lebenslektionen. Was war die wichtigste Lektion, die Sie gelernt haben?

Martin Pepper: Der wichtigste Lebensschritt für mich, um die Sinnmitte meines Lebens zu finden, war sicherlich das Ja zum Glauben an Jesus Christus und die Hinwendung zu einem lebendigen Gott. In Jesus Christus erfuhr ich diese Lebendigkeit Gottes als Anspruch zu einer neuen inneren Ausrichtung und als Geschenk der Vergebung meiner Schuld.

Was können wir von Jesus lernen?

Die Art und Weise, wie Jesus mit den Menschen umgegangen ist, die damals außerhalb der etablierten Frömmigkeitswelt standen, den sogenannten Sündern. Mich begeistert, wie Jesus ihnen in einem Geist der totalen Liebe und Annahme begegnete. Die Betonung seiner Zeit auf Abwertung und Ausgrenzung anderer Lebensformen, die nicht zur eigenen Glaubenskultur gehören, war Jesus fremd. Von Jesus können wir die Liebe zu gefallen und gebrochenen Menschen lernen. Er gab ihnen vor allem ein Gefühl von Würde und Zugehörigkeit.

Wie haben Sie gelebt, bevor Sie zum Glauben gekommen sind?

Ich war damals als junger Mensch in einer Phase, in der ich meinen Halt verlor. Ich war fasziniert von der Hippiekultur, von der Drogenszene, von der Musik der 68er-Generation, Woodstock. Das war mein Leben und das fing an, mich ganz in Beschlag zu nehmen. Ich habe eigentlich keinen anderen Grund und Sinn mehr in meinem Leben gesehen, als möglichst viel zu kiffen, möglichst viel Freizeit zu haben, Musik zu hören und mich zu verlieren in diesem Rausch der Sinne.

Als ich zum Glauben an Jesus kam, war das für mich nicht nur eine innere Erleuchtung, die mich plötzlich alles sehr viel entspannter sehen ließ, nicht nur ein Gefühl der Vergebung meiner Schuld. Es kam auch der Wunsch zurück, Struktur in meinem Leben zu entwickeln. Ich hatte eine neue Motivation, zu lernen, mich wieder in der Schule einzubringen und gleichzeitig das Leben über Gebet, christliche Gemeinschaft und Bibelstudium neu und tiefer kennenzulernen.

| DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT



Foto: Philip Schlaefer, Gerth Medien

Vom 56-jährigen Musiker Pepper stammen Lieder wie „Auge im Sturm“ und „Rückenwind“



Film zum Artikel online:
bit.ly/martinpepper



Foto: SIM

In Mittelamerika zeichnen Satiriker Mohammed-Karikaturen, in muslimisch geprägten Ländern werden deswegen Kirchen angezündet – wie im Januar in Niger

Christen werden zur Zielscheibe

Christen in muslimischen Ländern müssen dafür bezahlen, wenn in westlichen Demokratien religiöse Gefühle von Muslimen verletzt werden. Das zeigen die jüngsten Angriffe auf Kirchen in Niger. In der ersten Ausgabe nach dem Anschlag auf seine Redaktion druckte das französische Satiremagazin Charlie Hebdo wieder Mohammed-Karikaturen. Daraufhin zündeten radikale Muslime in Niger, einer früheren französischen Kolonie, etwa 70 Kirchen sowie Wohnhäuser, Restaurants und Bars von Christen an.

Diese Christen seien zur Zielscheibe für die Empörung gegen den Westen geworden, sagte Andrew Howes, Personalleiter Afrika des christlichen Missions- und Hilfswerkes „DMG interpersonal“. „Die Angreifer sahen in ihnen ein Bild für westliche Einflüsse“, sagte er gegenüber pro. Auch das christliche Hilfswerk Open Doors nahm zu den Gewalttaten in Niger Stellung. Dessen Leiter Markus Rode sagte in einer Erklärung, Christen müssten „erneut den Preis für die unbegrenzte Inanspruchnahme unserer Pressefreiheit im Umfeld eines zunehmend extremistischen Islam zahlen“. Zum wiederholten Mal seien Christen die Leidtragenden, weil Mohammed-Karikaturen in demokratischen Ländern Europas veröffentlicht wurden. | JONATHAN STEINERT



Tochter Sandra, Vater Siegfried, Mutter Barbara, Sohn Oliver Fietz (links); Mutter Hildegard, Monika, Vater Paul, Magdalene Deitenbeck (rechts)

Was du ererbt von deinen Vätern, ...

... erwirb es, um es zu besitzen“, heißt es bei Goethe. Doch was tun, wenn der Vater neben Genen und Gütern auch Bekanntheit weitergibt? pro hat Kinder populärer Christen danach befragt, wie der Vater ihren eigenen Lebensweg beeinflusst hat.

| VON NORBERT SCHÄFER

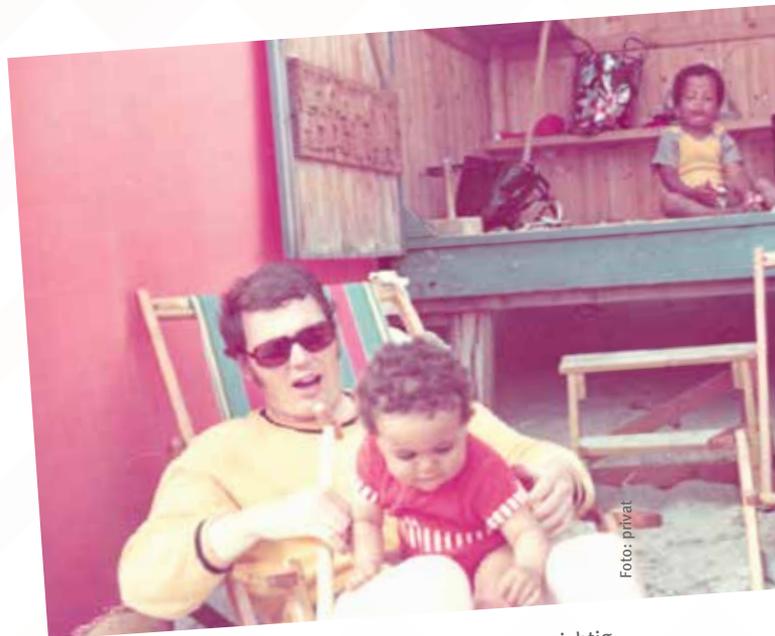
Im Alter von 17 Jahren ist für Daniel Parzany Schluss mit Christsein. „Ich wollte nichts mehr zu tun haben mit dem ganzen christlichen Gedöns.“ Was für Daniel nicht mehr als „Gedöns“ ist, ist das, was sein Vater bei seinen zahllosen Predigten anderen Menschen vermitteln möchte. Ulrich Parzany ist als evangelischer Theologe, Pfarrer, Prediger und Hauptredner der Evangelisationsbewegung ProChrist einem Millionenpublikum bekannt. Daniel ist zu dem Zeitpunkt Jungschar-Mitarbeiter, geht aber nach diesem Entschluss zu seinem Jugendsekretär und sagt: „Ich kann den Kids nicht irgendwas erzählen, wovon ich selber nicht überzeugt bin.“ Die Eltern überlassen dem Sohn die Wahl. Jeden Samstagabend fragt ihn seine Mutter: „Daniel, sollen wir dich Sonntag zum Gottesdienst wecken?“ Nein, das sollte sie nicht. Nur das sonntägliche Mittagessen um 13 Uhr war gesetzt, sonst hätte der Haussegenschief bei den Parzany.

Liebesboten Gottes

Daniel Parzany sagt heute, seine Eltern hätten ihn „wahrlich laufen lassen. Wenn sie mehr gebohrt hätten, wenn sie länger versucht hätten, mich an den Zügeln zu halten, dann hätte ich noch stärkere Abneigung gegen das Christsein gehabt“. Daniel findet den Weg wieder zum christlichen Glauben. Ausgerechnet eine ProChrist-Veranstaltung in Nürnberg, bei der sein Vater predigt, gibt letztlich den Ausschlag. Daniel versteht plötzlich:

„Da sucht jemand nach dir und der ist gar nicht so weit weg.“ Er sagt sich: „Daniel – du hast so viel Mist ausprobiert. Und jetzt versuchst du den Mist mit dem Christsein auch noch einmal.“ In einer Predigt hatte der Vater von den Liebesboten Gottes auf der Erde gesprochen, erinnert er sich. Worüber er noch gepredigt hat, weiß Daniel nicht mehr. Aber dieser Satz habe sich bei ihm eingepreßt. „Um mich herum sind jede Menge Liebesboten Gottes die ganze Zeit geschwirrt und haben mich vor ‚Schlimmerem‘ bewahrt.“

„Wenn sich ein Mensch kompromisslos geliebt weiß, dann ist diese Liebe so stark, dass sich viele Menschen dagegen nicht mehr wehren“, sagt Wilfried Haßfeld. Der Mediziner und Psychoanalytiker ist auch Seelsorger in der Klinik Hohe Mark im Taunus. „Durch die Liebe der Eltern wird es möglich, das eigene Handeln kritisch zu reflektieren.“ So ähnlich dürfte es auch bei Daniel Parzany, der als Baby adoptiert wurde, gewesen sein. Druck von den Eltern habe er nie gespürt, sagt er, dafür aber deren Liebe, das Gefühl, angenommen zu sein. „Ich glaube, mein Vater liebt mich so, wie ich bin. Er würde mich aus der Gosse holen und mich in den Arm nehmen. Genauso wie er mich in den Arm nehmen würde, wenn ich aus der Bibelstunde komme“, sagt er heute.



Ulrich Parzany war und ist Zeit mit den Kindern wichtig



Daniel Parzany schätzt an seinem Vater Ulrich Parzany vor allem, dass der ihm Freiraum gelassen hat

Daniel Parzany, 42 Jahre alt, arbeitet als Fuhrparkmanager bei der Firma Deichmann, deren christliches Hilfswerk Wort und Tat er auch in der Öffentlichkeit vertritt. Er lebt mit seiner Frau und den beiden Kindern in Essen, einer alten Wirkungsstätte seines Vaters. Von 1967 bis September 1984 leitete Ulrich Parzany dort als Jugendpfarrer und Leiter das Weigle-Haus, danach war Parzany senior Generalsekretär des CVJM-Gesamtverbandes in Kassel.

Ulrich Parzany ist auch an den Wochenenden oft im Einsatz. Doch obwohl der Vater häufig außer Haus ist, frustriert das den Sohn nicht. „Ich habe eine super Kindheit gehabt. Die Sommerferien waren typisch für uns. Eine Woche war Leiterfreizeit, zwei Wochen waren Sommercamps und drei Wochen war Familienurlaub. Das ist etwas, woran ich mich sehr gut erinnern kann.“ Die drei Wochen Urlaub in den Sommerferien verbringt die Familie wegen der Evangelisationstätigkeit des Vaters oft in schö-

nen Ferienanlagen. Parzanys, das sind die Eltern, die Schwester Dorothee, der große Bruder Oliver und eben Daniel.

Doch dass sein Vater öfter einmal mit auf den Fußballplatz gekommen wäre, hätte sich Daniel Parzany schon gewünscht. „Der Vater vom Tobias war jeden Samstag mit auf dem Sportfeld. Der Vater vom Sascha war im Vorstand vom Sportverein. Mein Vater ...“ Jahre später, Daniel ist bereits erwachsen und lebt in Karlsruhe, der Vater ist CVJM-Generalsekretär, erfüllt sich sein Wunsch. „Während ich da rannte, sah ich den Wagen meines Vaters zum Fußballplatz kommen. Ich war nicht mehr der kleine Junge in der E-Jugend, aber es hat mein Herz zum Lachen gebracht.“

Daniel Parzany sagt von sich, dass er ein absolutes „Papa-Kind“ sei. „Ich habe ein sehr enges Verhältnis zu meinem Vater. Wenn ich ein richtig ernsthaftes Problem hätte, dann würde ich meinen Vater anrufen.“ Die Erfahrung hat er in der Vergangenheit gemacht: „Wenn Not am Mann war, war er da.“

Die Bekanntheit des Vaters ist dem Jugendlichen in Essen zunächst nicht bewusst. Wenn er heute im christlichen Kontext hört: „Ah, der Sohn vom Ulrich Parzany“, muss er schmunzeln. Er trägt es mit Humor, wenn Menschen ihn auf seinen Nachnamen ansprechen: „Damit habe ich kein Problem. Wenn ich auf den Sportplatz gehen würde und einen Timo Beckenbauer kennenlernen würde, würde ich wahrscheinlich auch nachfragen: ‚Haben Sie zufällig etwas mit Herrn Beckenbauer zu tun?‘“

Seine fünf Jahre ältere Schwester habe einmal gesagt, dass sie froh sei, nach der Hochzeit den Namen Parzany los zu sein. „Sie war einfach nur genervt, dass jeder sie auf den Namen angesprochen hat.“ Jetzt erlebt es Daniel bei den eigenen Kindern, was es bedeutet, Parzany zu heißen. Seine Tochter habe einmal gesagt: „Papa, die haben mich wieder alle auf Opa angesprochen.“ Nicht etwa die anderen Kinder, sondern deren Eltern.

Wenn Daniel Parzany für sein Hilfswerk in Schulen und auf anderen Terminen über soziale Verantwortung spricht, kokettiert er mit seinem Namen: „Ja, ich bin ein Sohn von Ulrich Parzany. Aber, ich habe etwas Vernünftiges gelernt. Ich bin kein Theologe, sondern ich bin Bankkaufmann.“ Deshalb sollten seine Zuhörer auch nicht seine Aussagen mit denen seines Vaters vergleichen. In dessen Fußstapfen habe er nie treten wollen. „Ich bin meinen eigenen Weg gegangen“, sagt er. Zur theologischen Ausbildung gehört für ihn eine Berufung. Die habe er nicht verspürt.

Gegensätze: Die Schwestern Deitenbeck

In erster Linie seien nicht die Fakten, die Eltern vermitteln, das, was ihre Kinder präge, erklärt Mediziner Haßfeld. Wichtiger noch seien die Gefühle, die ein Kind gegenüber Vater oder Mutter hat. Und genauso wie die genetische Vererbung für jedes Kind eine Rolle spielt, gibt es auch die sogenannte soziale Vererbung. Haßfeld sagt dazu: „Die Bedeutung von Vater und Mutter für das Kind kann man gar nicht hoch genug einschätzen.“ Einige Forscher gehen davon aus, dass sich Personen mit den Bildern identifizieren, die sie sich von ihren nächsten Angehörigen machen, und diese so zu Bildern ihres eigenen Ich werden. Dabei kann diese soziale Vererbung innerhalb einer Familie ganz unterschiedlich verlaufen. Das liegt nicht zuletzt daran, dass sich jedes Kind eine eigene Nische in einer Familie sucht. Erlebt ein Kind seine älteren Geschwister zum Beispiel als sehr leistungsorientiert, kann es sein, dass es diesen Platz als besetzt empfindet. Es muss sich einen anderen suchen.

Dass Eltern den Lebensweg ihrer Kinder unbewusst auf ganz unterschiedliche Art und Weise prägen können, zeigt das Beispiel einer Familie in bester pietistischer Tradition. Paul Deitenbeck († 3. Dezember 2000) war Pfarrer in Lüdenscheid und bekannt als pietistischer Evangelist und Prediger der evangelikalen Bewegung in Deutschland. Deitenbeck engagierte sich in der Deutschen Evangelischen Allianz und in der Zeltmissi-

on. Die jüngste von drei Töchtern folgte dem Vater in den Pfarrdienst, ebenfalls in Lüdenscheid. Monika Deitenbeck-Goseberg ist seit 36 Jahren verheiratet, hat drei erwachsene Kinder. Ihr Mann habe ihr Mut gemacht den Mädchennamen Deitenbeck zu behalten, sagt sie. „Moni, dein Name, das ist deine Geschichte. Die hat dich geprägt. Gib das nicht ab“, habe er damals zu ihr gesagt. „Ich bin heute meinem Mann total dankbar dafür“, sagt Monika Deitenbeck-Goseberg. Sie freut sich, dass viele Menschen mit dem Namen ihres Elternhauses großes Vertrauen verbinden. „Ich bin dankbar, dass ich diesen Doppelnamen trage. Das gehört zu mir. Ich bin im Pfarrhaus aufgewachsen und habe mir niemals vorstellen können, woanders zu leben als mitendr in einer Gemeinde.“ Selbst Pfarrerin zu werden, war eigentlich nicht ihr Plan. Sie stellte sich vielmehr vor, einmal ei-



Monika Deitenbeck-Goseberg folgte ihrem Vater Paul Deitenbeck auf die Kanzel ihrer Heimatstadt Lüdenscheid

Fotos: pro, privat

nen Pfarrer zu heiraten. „Unser Vater wäre nicht zu verstehen ohne unsere Mutter.“ Die beiden seien ein „unglaublich gutes Gespann“ gewesen. Mit völlig gegensätzlicher Veranlagung und Prägung engagierten sich Vater und Mutter in der Gemeindegewalt. „Ich bin dadurch fast automatisch in die Gemeinde hineingewachsen.“ Familie haben Deitenbecks ganz groß geschrieben, obwohl der Vater auch viel auswärts unterwegs war, die Gemeinde ihn viel Zeit und Kraft gekostet habe. Dennoch war Monika nie eifersüchtig auf die Kirchengemeinde. „Solche Gedanken wären mir überhaupt nicht gekommen“, sagt sie. „Ich



Foto: privat

Magdalene Deitenbeck und Monika Deitenbeck-Goseberg verbindet trotz unterschiedlicher Prägung eine herzliche Liebe zu den Eltern

habe nie empfunden, dass ich für die Gemeinde zurückgestanden hätte, dass wir als Familie für die Gemeinde zurückgestanden hätten. Ich glaube zwar, dass das der Fall war, aber ich habe das nicht als etwas Belastendes empfunden.“ Vielmehr sei dies der Ort gewesen, an dem sie sich angenommen fühlte und „sie selbst“ sein konnte. „Ich erinnere mich an viel Freiheit, viel Humor, viel Farbe“, sagt sie über ihr Aufwachsen in der Gemeinde der Eltern.

Den, wie sie sagt, „knöchernen Pietismus“ habe sie erst kennengelernt, als sie ihren Radius erweitert habe und auf Freizeiten gefahren sei. Dort habe sie Menschen getroffen, die gar nicht begreifen konnten, dass sie aus „so einem Elternhaus“ komme. Schwungvoll ist die quirlige 60-Jährige bis heute. Ihr Lebensstil passt nicht zu Langeweile oder gar Engstirnigkeit: „Wenn ich solche Lebenseinstellungen vermittelt bekommen hätte – ich weiß gar nicht, wo ich dann wäre.“

Der Vater stirbt im Alter von 88 Jahren, überlebt ihre Mutter um drei Jahre. In dieser Zeit besucht sie den Vater täglich für eine Stunde. „Das war für mich noch einmal eine ganz kostbare, intensive Zeit.“

Zu Lebzeiten hat Paul Deitenbeck die russische Gefangenschaft besonders geprägt. Vor seinem Schreibtisch an der Wand habe er morgens seine stille Zeit gehalten. „Er hat morgens auf den Knien für endlos viele Menschen gebetet und gedankt“, berichtet die Pfarrerin. Das hat sie sich zu eigen gemacht: „Ich fange jedes Gebet mit Danken an und bete für ganz viele Menschen. Von meinem Vater habe ich übernommen, dass es mir kostbar ist, im Knien zu beten. Ich bete auch Sonntagmorgens vor der Predigt auf der Kanzel auf Knien. Das hat er immer getan. Das mache ich genau so“, sagt sie.

Eine Charaktereigenschaft gehe auch deutlich auf ihren Vater zurück, sagt sie: „Unser Vater war ein großer Tröster. Es wird mir in den vergangenen Jahren immer bewusster und deutlicher, dass ich ein riesiges Bedürfnis habe, Menschen zu trösten und zu ermutigen. Das geht eindeutig auf die Kappe unseres Vaters.“ Ihr großes Herz für Menschen aus sozial schwierigen Verhältnissen komme von der Mutter. Sie selbst engagiert sich in der Obdachlosenarbeit.

Ihre Schwester Magdalene habe den Vater anders erlebt. Sie ist 15 Jahre älter und zu Beginn des Krieges geboren. Der Vater ist erst vier Jahre Soldat und danach viereinhalb Jahre in russischer Gefangenschaft. Als Magdalene acht Jahre alt ist, kehrt der Vater aus der Gefangenschaft heim. Bis dahin kennt sie ihn nur vom Foto auf ihrem Nachttisch und den vielen Erzählungen der Mutter. Magdalene begleitet die Mutter auf der Autofahrt zum Auffanglager, wo sie den Vater abholen. Auf dem Nachhauseweg wird dem kleinen Mädchen im Auto schlecht, sie muss sich ständig übergeben. Das erste Kennenlernen wird nicht gerade ein Erfolg. Daheim warten der Posaunenchor und der gemischte Chor auf den Heimkehrer. „Unser Vater war kaputt, überfordert, angestrengt, freundlich zu allen. Und als ihm die kleine Magdalene in das alles hinein ihre Puppe zeigen will, bekommt sie für ihr ‚dazwischen kommen wollen‘ und keine Ruhe geben eine Ohrfeige.“ Dieser gemeinsame Start und das mühsame sich wieder Einleben habe es nicht leicht gemacht. „Die natürlich gewachsene Vertrautheit, in der ich mit unserem Vater aufwachsen durfte, hat meine Schwester nie erfahren.“ Hinzu kam: „Unser Vater ist bei Eltern aufgewachsen, die ihn sehr geliebt haben. Aber er wurde nie in den Arm genommen.

Aus welchem Grund auch immer galt bei ihnen die Devise: Man nimmt seine Kinder nicht in den Arm. Das hat sich ausgewirkt.“

Auch Paul Deitenbeck kann seine Kinder nicht in den Arm nehmen. Das hat Folgen. „Meine Schwester heiratete mit sicherer Hand, und ohne es damals zu wissen, sozusagen ihren ‚unaufgearbeiteten‘ Vater. Ihre Lebensgeschichte mit der Kindheit im Krieg und den weiteren Dingen führten später in eine langjährige Suchtgeschichte und nach Therapie und Aufarbeitung in eine jahrzehntelange Segensgeschichte einer engagierten Frau, die für uns alle und für viele Menschen zum Segen geworden ist.“

Ihr eigenes Erleben ist das Kontrastprogramm zu dem, was ihre Schwester empfunden habe. Der Name Deitenbeck sei für sie noch nie Last gewesen, sagt Monika, weil sie die Eltern und das Elternhaus so liebe. „Ich bin als geliebtes und betreutes Kind aufgewachsen. Meine Eltern haben mein Leben gefördert. Wir mussten nie Überflieger sein, wir durften so sein, wie wir sind. Wir durften Menschen mit Schwächen sein. Da war so viel Humor, da war soviel Selbstannahme und Förderung von Selbstannahme. Es war mir eine Ehre, Tochter unserer Eltern zu sein.“

Deitenbeck-Gosebergs älteste Tochter ist Gemeindepädagogin, der Sohn legt gerade das theologische Examen ab. Sie tragen den Namen Goseberg, würden allerdings hin und wieder darauf angesprochen: „Ah, Goseberg. Bist du auch verwandt mit der Monika Deitenbeck-Goseberg?“

Christ mit Handlungsauftrag

Auch Politiker stehen im Licht der Öffentlichkeit. Für Walter Kohl war es eher eine Last, Sohn des früheren Bundeskanzlers zu sein. „Mein Vater hat das Kunststück fertig gebracht, für mich ein ferner, kaum greifbarer Vater gewesen zu sein, und mir gleichwohl kräftig seinen Stempel aufzudrücken“, schreibt er in seinem Buch „Leben oder gelebt werden“, in dem er mit seinem berühmten Vater abrechnet. Er ist und bleibt der „Sohn von Kohl“. Für Walter Kohl wurde sein Vater Helmut Kohl zum Übervater, der getrieben als Politiker Familie und Privatleben hinten anstellte.

Anders bei Christoph Waffenschmidt. Auch er ist der Sohn eines bekannten Politikers. Vater Horst († 7. Mai 2002) war von 1982 bis 1997 Parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesminister des Innern und von 1988 bis 1998 Aussiedlerbeauftrag-

Hier erzählen die Hauptpersonen unseres Artikels über ihre Geschichte mit den bekannten Eltern.



Monika Deitenbeck-Goseberg
bit.ly/goseberg

Daniel Parzany
bit.ly/parzany

Christoph Waffenschmidt
bit.ly/waffenschmidt

Oliver Fietz
bit.ly/fietz-pro

ter der Regierung Kohl. Horst Waffenschmidt war einer der Mitinitiatoren des Internationalen Gebetsfrühstücks in Berlin und langjähriges Mitglied der Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland. Im Gegensatz zu Walter Kohl hat Christoph Waffenschmidt „eine sehr positive Erinnerung“ an seinen Vater. Mit dessen Bekanntheit hat der Sohn kaum Probleme.

Der Bekanntheitsgrad des Vaters kann sich also sowohl sehr negativ als auch sehr positiv auf die Kinder auswirken. Mediziner Haßfeld erklärt: „Wenn das, was den Vater so sehr hat bekannt werden lassen, mit sehr positiven und liebevollen Erfahrungen verbunden war, kann sich das Kind damit identifizieren.“ Anders sei es, wenn der bekannte Elternteil das Kind mit den eigenen Leistungen vergleiche. Solche Kinder seien oft zutiefst verunsichert und entwickelten Minderwertigkeitsgefühle. Die Bekanntheit der Eltern sorge also dafür, dass „die Frage, ob der Vater abzulehnen sei oder ob einen Sehnsucht nach ihm geweckt wird, radikaler gestellt wird“, sagt Haßfeld.

„Mein Vater war immer ein sehr geerdeter Mensch“, sagt Christoph Waffenschmidt. Sonntags geht die Familie im oberbergischen Waldbröl in den Gottesdienst, wo der Vater mit dem Klingelbeutel die Kollekte einsammelt und seine Pflichten als Presbyter erfüllt. Christoph Waffenschmidt fühlte sich von seinem Vater immer wertgeschätzt. Von anderen mit seinem Vater verglichen zu werden, war für ihn positiv.

Auch er strebt schon früh eine politische Karriere an. Mit 22 Jahren wird Christoph Waffenschmidt in das Stadtparlament von Waldbröl gewählt, tritt in die politischen Fußstapfen des Vaters. „Mein Vater hat nie gesagt: ‚Mach das, Junge.‘ Er hat nie auf direkte oder subtile Weise Druck ausgeübt.“

Mit 29 Jahren wird er Bürgermeister von Waldbröl. „Ich habe die Stadtverwaltung vertreten und durfte meinem Vater das Wort erteilen und entziehen. Er war schon Mitte 60 und eine Autorität, auch gegenüber anderen Fraktionen.“ Politische Streitereien tragen Vater und Sohn zu Hause aus. All das macht dem Sohn Freude. Dennoch entschließt er sich später, aus der Kommunalpolitik auszusteigen: 2008 wird Christoph Waffenschmidt Vorstandsvorsitzender des Kinderhilfswerkes World Vision – eine andere „hochpolitische“ Aufgabe im Einsatz für mehr Gerechtigkeit und gegen Armut, wie er sagt. „So etwas hätte ich, wenn er nicht schon tot gewesen wäre, sicher mit meinem Vater durchgesprochen. Ich bin mir sicher, dass er mich ermutigt hätte: ‚Mach in der Politik weiter!‘ Aber ich habe bewusst einen anderen Weg eingeschlagen.“

Christoph Waffenschmidt ist heute 45 Jahre alt, verheiratet und Vater einer Tochter. Er erinnert sich an die Zeit mit seinem Vater: „Wir haben trotz der intensiven Beanspruchung, die er in seinem Job hatte, immer wieder versucht, Zeit miteinander zu verbringen. Ich habe ihn früher oft begleitet.“ Ein Erlebnis aus dem Jahr 1982 erinnert den Sohn noch heute daran, wie wichtig dem Vater die Familie gewesen sei. Es war in den Tagen, bevor Helmut Kohl durch ein konstruktives Misstrauensvotum gegen den amtierenden Bundeskanzler Helmut Schmidt an die Regierung kam. „An dem Tag, als die sozial-liberale Regierung platzte, ist mein Vater mit mir ins Fußballstadion gefahren. Er hatte mir das schon Wochen im Voraus versprochen.“ Der Politiker hätte als Landesgruppenvorsitzender der CDU im Rheinland durchaus Aussicht auf einen Platz in der Regierung Kohl gehabt. „Da war ich zwölf Jahre alt. Damals war das für mich ein normaler Abend, aber in der Rückschau ist mir bewusst ge-

worden, wie viel es ihn gekostet hat, an diesem Abend nicht in Bonn zu sein und mit an den Rädern zu drehen.“

Vom Vater hat der Sohn nach eigener Einschätzung Mut und Unbefangenheit mit auf den Weg bekommen. „Ich habe von ihm gelernt, dass man immer und überall für alles beten kann. Und dass Christsein eben auch bedeutet, aktiv zu werden. Für Menschen da zu sein, Verantwortung zu übernehmen in der Gesellschaft. Das sind Dinge, die ich von ihm übernommen habe.“



Christoph und Horst Waffenschmidt verband ihre Leidenschaft für Politik und Menschen

Von guten Mächten ...

Dass Wertschätzung, wie sie Christoph Waffenschmidt beschreibt, in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern eine beiderseitige Angelegenheit sein sollte, rät schon Gott in der Bibel (5. Mose 5,16): Bei seiner Empfehlung, Mutter und Vater zu ehren, geht es um eine positive Haltung der Achtung und des Respekts der Kinder gegenüber den Eltern. Aus dieser geistlichen Perspektive bewertet Oliver Fietz, der älteste Sohn von Siegfried Fietz, das Erbe seines Vaters: „Es liegt ohne Frage ein großer Segen darauf, die Eltern zu ehren. Ich finde das unglaublich schön zu wissen, dass mein Vater und meine Mutter gläubig sind und dass das segensreich für mich ist.“ Er wisse, dass seine Eltern noch heute für ihn beten würden, und auch er selbst betet für seine beiden Kinder.

Siegfried Fietz ist in der christlichen Musikszene ein erfolgreicher Komponist und Produzent. Seine Vertonung von Dietrich Bonhoeffers Text „Von Guten Mächten wunderbar geborgen“ kennen Christen aller Konfessionen. Auch Sohn Oliver hat es nach dem Studium der Betriebswirtschaft in die Musik verschlagen. „Das Musikalische habe ich vom Vater. Der Kreativbereich ist absolut auch mein Ding“, sagt er. Zusammen mit dem Vater arbeitet er im familiengeführten Verlag, komponiert und arrangiert Musik. Zusammen treten Siegfried und Oliver Fietz in Gemeinden und bei Veranstaltungen auf.

Seit einem Jahr arbeitet Oliver Fietz an seiner Solo-Karriere, tritt mit eigenen Werken auf. Mit Frau und Kindern lebt er einen Steinwurf entfernt vom Verlags- und Studiogebäude, das auf dem Grundstück der Eltern steht. Oliver erinnert sich an Kin-



Foto: ABAKUS Musik

Zwischen den Musikern Oliver und Siegfried Fietz kommt es selten zu Misstönen

der Tage: „Mein Vater war schon viel weg, aber ich habe ihn immer doch auch als sehr präsent empfunden. Wenn er da war, hat er wirklich Zeit gehabt.“

Wie gehen zwei musisch veranlagte, sensible Menschen mit Reibereien um? „Streitigkeiten sind normal. Ich finde es wichtig, dass man streiten lernt. Dass man auch mal ein bisschen hitzig ist, das ist auch in Ordnung. Das Wichtigste ist, dass man sich schnell wieder versöhnt. Das bekommen wir beide hin.“

Dass viele Menschen seinen Vater kennen, hat der Sohn nie so

empfundene. Das gehöre einfach zum Job und sei für ihn „total normal“ gewesen. Oliver Fietz stört es nicht, wenn man ihn auf Veranstaltungen auf den Vater anspricht oder mit ihm vergleicht. „Wenn ich mich mit ihm nicht verstehen würde, dann müsste ich versuchen, komplett das Ruder herumzureißen und etwas ganz anderes machen. Das muss ich aber gar nicht. Wenn ich irgendwo bin, dann ist doch der Name eher eine Hilfe als ein Hindernis.“

Eine gewisse Erwartungshaltung beim Publikum spürt Oliver, wenn er als Solist auftritt. „Na, schau’n wir mal, was Oliver so macht“, werden die Zuhörer denken, vermutet er. „Wenn du das dann nicht auch mit eigener Qualität ausfüllst, dann gibt es natürlich langfristig ein Problem.“ Zusammen mit dem Vater auf der Bühne zu stehen, gibt Oliver Ruhe und Sicherheit. „Wenn mal etwas nicht so laufen sollte wie geplant, kann er das durch seine Erfahrung so drehen, dass daraus auch noch ein Gag wird. Mir gibt es eine absolute Ruhe, wenn er am Mikrophon steht. Er hat jede Situation schon erlebt. Das ist bombensicher.“ Eine große Gabe des Vaters sei, dass er ihm Räume gebe, nicht reglementiere. „Er lässt mir relativ viel Freiraum. Da fühle ich mich absolut wohl – gerade live. Das macht mir viel Spaß.“

Was bedeutet es, der Sohn von Siegfried Fietz zu sein? „Für mich ist es etwas ganz Wunderbares, dass es eine Vorarbeit gibt. Es sind eigentlich nicht nur Fußstapfen, sondern ein Weg, der schon geebnet ist. Der geht aber auch nur bis zu einem gewissen Punkt und man muss sehen, dass man den Weg dann auch weiter geht.“ ■

Anzeigen



christlicher
medienverbund
kep

FSJ/FACHABITUR- PRAKTIKUM

AB SOMMER 2015

ANFORDERUNGEN
 engagierter Glaube an Jesus Christus
 gute Deutschkenntnisse
 PC-/Office-/Internet-Kenntnisse
 Führerschein Klasse B

AUFGABEN
 Verwaltung, Korrespondenz, Büro-Organisation, Fahrdienste
 Mitarbeit im hauswirtschaftlichen /-technischen Bereich
 Präsentation unserer Arbeit auf Messeständen

Wir bieten Ihnen eine sehr interessante, vielfältige Tätigkeit in einem jungen und dynamischen Team. (Wohnmöglichkeit am Firmengelände)

RICHTEN SIE IHRE BEWERBUNG AN Christlicher Medienverbund KEP
 Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar | Telefon (0 64 41) 9 15 151 | info@kep.de



Bibel-Center.de

Auf die Mitte kommt es an

Aller guten Dinge sind...



**Volltanken
3 Jahre Bibelschule**

Praxisnahe Ausbildung

1



**WOCHENEND-
BIBELSCHULE**

WOBI®

An 10 Orten im deutschsprachigen Raum

2



RABI

DIE RADIOBIBELSCHULE

www.radiobibelschule.de

3

Bibelkompetenz aus einer Hand.
 Infos unter 02338-1071 · www.bibel-center.de

pro: Herr Bedford-Strohm, zwei Tage nach den Anschlägen von Paris haben Sie mit einem Mufti und einem Imam in einer Moschee in Singapur Tee getrunken. Wie war das?

Heinrich Bedford-Strohm: Es herrschte absolute Klarheit in der Verurteilung von Gewalt. Ich habe betont, dass wir dem Morden, bei dem Gottes Name missbräuchlich im Mund geführt wurde, eine wechselseitig wertschätzende Begegnung der Religionen entgegensetzen müssen. In diesem Punkt haben alle Anwesenden übereingestimmt. Wir waren uns auch einig darüber, dass wir auch Menschen, die ihre Religion entsetzlich verkehren, nicht abschreiben dürfen. Wir müssen versuchen, sie von ihrem Irrweg abzubringen und für die Gesellschaft zurückzugewinnen.

Haben die Attentate etwas mit dem Islam zu tun?

Alle Religionen haben die Aufgabe, dem Missverständnis vorzubeugen, dass ihre Heiligen Schriften den Einsatz von Gewalt rechtfertigen. Dafür hat das Christentum lange gebraucht. Der Islam hat dieselbe Aufgabe. Ich begegne Muslimen, die mir mit größter Leidenschaft deutlich machen, dass der Koran den Frieden will. Ich bin kein Moslem, und deshalb steht es mir nicht zu, den Koran zu interpretieren. Also muss ich mich auf die Worte dieser Menschen verlassen.

Der muslimische Theologe Mouhanad Khorchide sagte im Focus: „Ich halte nichts von dem Satz, Islam und Islamismus hätten nichts miteinander zu tun.“ Nimmt man Muslimen nicht die Chance auf Selbst-Reformation, wenn man sie gegen jede Kritik in Schutz nimmt?

Ich unterstütze die Bemühungen um eine innerislamische Diskussion zu diesem Thema. Aber ich glaube auch, dass wir Christen sehr vorsichtig sein müssen, wenn es darum geht, den Muslimen zu sagen, wie sie ihre Religion leben sollen. Wir können allerdings verlangen, dass sie sich an die Menschenrechte und die staatliche Ordnung halten sowie anderen Menschen anderer Religion oder Weltanschauung mit Respekt und Toleranz begegnen. Lehren jenseits dieses Grundkonsenses sind zu verurteilen. Ich kenne viele Muslime, die das selbe sagen.

Sie sagen, die Frage nach der Gewaltbereitschaft im Islam ist Interpretationssache. Sind nicht gerade dann die Islamverbände mehr denn je gefragt, klar für Gewaltlosigkeit einzutreten?

Der permanente Gestus der Ermahnung der Islamverbände führt nicht wirklich weiter, so richtig das ist, was sachlich dahinter steht. Lassen Sie uns positiv verstärken, was da ist. Es

gibt Menschen in den Verbänden, die sich für Frieden einsetzen und Gewalt verurteilen. Wir sollten sie unterstützen.

Herr Khorchide und Aiman Mazyek vom Zentralrat der Muslime in Deutschland sind sicherlich Beispiele für muslimische Autoritäten, die sich öffentlich immer wieder von Gewalt distanzieren. Neben diesen gibt es aber viele, die schweigen ...

Dann müssen wir Herrn Khorchide und Herrn Mazyek umso mehr darin bestärken. Es ist sicherlich ein Problem, dass nicht klar ist, wer die Muslime in Deutschland vertritt. Meine Antwort auf islamistische Gewalt ist, den interreligiösen Dialog zu verstärken, Vertrauen zu schaffen und zu hoffen, dass sich unter den Muslimen der Wille ausbreitet, sich in unsere demokratische und pluralistische Gesellschaft einzubringen und an ihr teilzuhaben. Alle, die den Islam pauschal abwerten, frage ich:

Was wäre denn die Alternative? Verbannung? Ignoranz? Dass so der Terror bekämpft werden könne, ist eine naive Vorstellung. Bisweilen höre ich den Vorwurf, wir als Kirche würden als Anwalt des Islams auftreten. Das ist ein Missverständnis. Unser christlicher Glaube bringt uns dazu, Anwälte der Religionsfreiheit zu sein, die jedem Menschen aufgrund seiner gottgegebenen Würde zusteht.

Sie haben auf Ihrer Reise auch eine Partnergemeinde in Kuala Lumpur besucht, die charismatische Gottesdienste mit poppigem Lobpreis, erhobenen Händen und lautem Gebet gefeiert hat. Wie fremd ist Ihnen das?

Etliche Elemente davon sind mir nicht fremd. Ich besuche auch Freikirchen und habe wenig Berührungängste mit diesen Formen der Frömmigkeit. Ich wünsche mir eine geistliche Erneuerung in aller Freiheit eines Christenmenschen. Problematisch wird es da, wo hinter solchen Frömmigkeitsformen eine Selbst-

gewissheit steckt, die andere Menschen herabsetzt, zum Beispiel wenn jemand denkt, seine Form des Gebets sei die einzig richtige. Das gilt selbstverständlich für alle Frömmigkeitsstile. Ich glaube, dass wir auf einem guten Weg sind, alte Fronten zu überwinden. Ich hatte jüngst gute Begegnungen mit Vertretern der Evangelischen Allianz oder dem Gnadauer Verband.

Zu Zeiten Ihres Vorgängers Nikolaus Schneider ist der Graben zwischen EKD und Evangelikalen aber zunächst erheblich tiefer geworden. Gerade die politische Ausrichtung Ihrer Kirche ist für viele Fromme problematisch, als Beispiel sei die Haltung zu Ehe und Familie genannt ...

Ich glaube, das trifft nicht zu. Tiefer ist auf beiden Seiten das Bewusstsein geworden, dass biblische Texte unterschiedlich interpretiert werden können. Ich wünsche mir, dass wir uns gegenseitig nicht die Orientierung an der Bibel absprechen, nur weil wir sie unterschiedlich ausdeuten. Ich glaube übrigens, dass von

„Wir treten nicht als Anwalt des Islams auf“

Seit vier Monaten ist Heinrich Bedford-Strohm Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Vor allem die Frommen taten sich mit seinem Vorgänger Nikolaus Schneider schwer. Bedford-Strohm will nun neue Brücken bauen: zu den Evangelikalen – aber auch zum Islam.

| DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ

evangelikaler Seite viele Dinge im Bezug auf das Familienpapier der EKD missverstanden wurden. Wir werden uns bald noch einmal explizit mit dem Thema Ehe beschäftigen. Das Leitbild Ehe stand und steht für uns nicht zur Disposition. In meinen Augen kann das aber nicht bedeuten, dass wir gleichgeschlechtliche Verbindungen, die auf Dauer angelegt sind, abwerten.

Sie sind SPD-Mitglied, ebenso wie Nikolaus Schneider und Wolfgang Huber. Cornelia Füllkrug-Weitzel, Pfarrerin und Präsidentin von Brot für die Welt, war ins Schattenkabinett von Peer Steinbrück berufen, die ehemalige SPD-Familienministerin Christine Bergmann war Vorsitzende der Ad-Hoc-Kommission, die das umstrittene Familienpapier ausgearbeitet hat. Die EKD erscheint vielen politisch einseitig.

Sie können genauso gut diejenigen aufzählen, die ein CDU-, CSU- oder Grünen-Parteibuch haben. Es ist überhaupt nicht fruchtbar, die Parteimitgliedschaften derart herauszuheben. Tatsächlich nervt mich das. Nehmen Sie unseren hoch geschätzten Günther Beckstein, der ist Vizepräsident der EKD.

Herr Beckstein ist 2013 bei der Wahl zum Präses furchtbar gescheitert.

Seine Kandidatur ist nicht gescheitert, weil er in der CSU ist. Ich wünsche mir, dass wir die parteipolitischen Brillen abnehmen und ernst nehmen, dass Christen sich wegen ihres Glaubens engagieren.

Wo sind denn die Konservativen in den vordersten Reihen der EKD?

Was meint denn konservativ? Konservativ ist doch auch der, der sich für die Bewahrung der Schöpfung einsetzt oder gegen eine Alleinherrschaft des Marktes. Auch ich würde mich in bestimmter Hinsicht als konservativ bezeichnen.

2008 hat die Evangelische Kirche die Lutherdekade eröffnet, seitdem gab es Luther-Bonbons, Luther-Socken und sogar Luther-Jazz. War die Entscheidung, dem Reformator eine ganze Dekade zu widmen, ein Fehler? Es scheint doch mittlerweile alles über Luther gesagt zu sein ...

Nein. Wir wollen das Thema Reformation sichtbar machen, so oft wie möglich. Die Gefahr einer Überfrachtung besteht da nicht. Ganz im Gegenteil – für eine breite Öffentlichkeit ist 2017 ein Thema, was erst noch entdeckt werden muss. Was Sie da aufzählen, sind äußere Symbole. Es geht aber natürlich um den Inhalt und der könnte nicht aktueller sein. So hat die Dekade die Chance eröffnet, viele Aspekte der Reformation zu entfalten, die bis heute das christliche Leben des einzelnen und in den Gemeinden prägen: von der christlichen Bildung über die Musik bis zur weltweiten Ökumene.

Sie planen für 2017 eine Weltausstellung zur Reformation und ein gigantisches Fest mit weltbekannten Musikern. Entspricht ein solch teurer Trubel noch dem einfachen Mönch Luther?

Es geht nicht um Trubel, sondern um Beteiligung: Die Reformation ist „Weltbürgerin“ geworden und nach 500 Jahren kommen Menschen aus aller Welt zusammen in Wittenberg, wo alles anfing. Vieles wird auch in Eigeninitiative von den Gemeinden auf den Weg in Richtung 2017 gebracht. Alles, was wir tun, auch die Konzerte für Jugendliche und die Gottesdienste, haben mit der Botschaft der Reformation von der „Freiheit eines Christenmenschen“ zu tun. Das Event darf nicht wichtiger werden als der Inhalt, aber ein großes Christusfest 2017, das viele Menschen innerlich und äußerlich bewegt, daran hätte Martin Luther Gefallen.

Herr Bedford-Strohm, vielen Dank für das Gespräch! ■

Heinrich Bedford-Strohm über das Verhältnis zu den Evangelikalen: „Ich glaube, dass wir auf einem guten Weg sind, alte Fronten zu überwinden.“

Ich glaube übrigens, dass von evangelikaler Seite viele Dinge im Bezug auf das Familienpapier der EKD falsch verstanden wurden.

pro: Wie würden Sie Glaube und Snowboarden in einem Satz vereinen?

Kelly Clark: Mein Glaube ist mein Rückgrat beim Snowboarden.

Wie sieht das konkret aus?

Ich gehe mit Gott und das gibt mir Selbstbewusstsein. Ich fühle mich wertvoll, egal ob ich in einem Wettbewerb gewinne oder verliere. Deswegen fühle ich mich frei. Das ist das Rückgrat meiner Identität und mein Zugang zum Snowboarden kommt daher. Ich weiß, dass ich bedeutend bin, egal, wie mein Tag läuft, egal, welches Ziel ich erreiche, unabhängig von meinen Erfolgen oder Misserfolgen.

Der Schweizer Snowboarder Nicolas Müller denkt über Snowboarden als eine Art Religion, weil er daran glaubt. Kann Snowboarden eine Ersatzreligion sein?

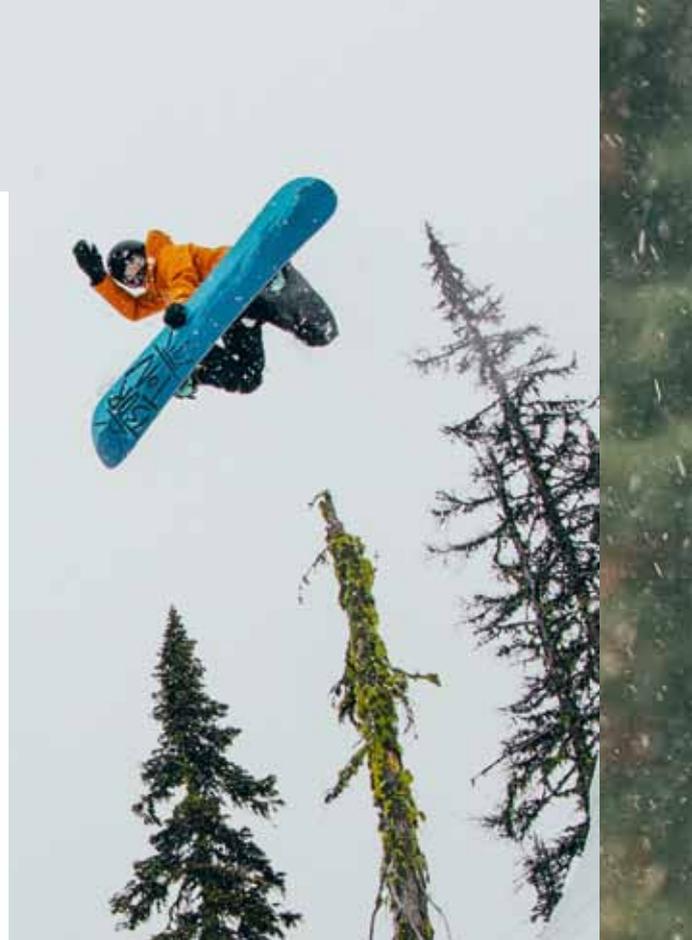
Mit dem Snowboarden geht ein starkes Verbundenheitsgefühl einher, das Gefühl, Teil einer größeren Gemeinschaft zu sein. Das gibt es in jedem Lifestyle-Sport. Aus erster Hand kann ich sagen: Snowboarden ist keine völlig erfüllende, nachhaltige, lebensschenkende Sache. Es ist Spaß. Aber du wirst darin niemals das Gefühl von Freiheit finden, das du bekommst, wenn du Gott kennenlernst. Es kann ein Ersatz sein. Es ist gut, aber es wird nie das Beste sein.

Die Snowboard-Kultur ist eine Performance-Kultur. Kelly Clark ist ein Teil davon. Mit 14 Jahren sah sie im Fernsehen, wie die Amerikanerin Nicole Thost die erste Goldmedaille im Snowboarden überhaupt gewann. Den Wettbewerb der Olympischen Spiele 1998 hatte Kelly extra auf Video aufgenommen. Zu dem Zeitpunkt entschloss sie sich: „Das ist das, was ich tun möchte.“ Vier Jahre später gewann die junge Frau auf ihrem Snowboard bei der Winterolympiade in Salt Lake City die Goldmedaille in der Halfpipe.

Mit 18 Jahren war Clark bereits auf dem Zenit ihrer Karriere. Sie galt als Pionierin und Star der Szene. Der Erfolg war riesig, er erfüllte sie aber nicht. Im Inneren fühlte sie sich einsam. Sie suchte nach Liebe: „Ich habe viel mehr erreicht, als die meisten Menschen jemals in ihrem Leben die Möglichkeit haben. Das war aber wertlos. Das war nicht das, was ich gesucht habe. Ich konnte keine Bedeutung im Erfolg finden.“ Die erfolgswöhnte Sportlerin hatte keine Ziele mehr, hatte sogar Suizid-Gedanken: „Wenn das alles ist, möchte ich das nicht mehr machen.“ Aber sie fuhr weiter, von Wettbewerbssaison zu Wettbewerbssaison.

„Wenn das alles ist, möchte ich es nicht mehr machen.“

Dann kam der Tag, der Clarks Leben veränderte. Es war der erste Tag der Saison 2004/2005. „Toll, ich werde wieder das gleiche machen wie immer und mich fragen, warum tue ich das“, dachte sie. Der Wettbewerb lief, die Snowboarder zeigten ihre Tricks. Clark hörte unbeabsichtigt eine Unterhaltung von zwei



Kleiner Auszug aus Kellys Wettkampfbilanz: Ein Mal Olympia-Gold und zwei Mal Olympia-Bronze, vier Mal nacheinander Gold bei den Winter X Games



A photograph of Kelly Clark, an American professional snowboarder, smiling in a snowy environment. She is wearing a bright red snow jacket and a yellow knit beanie. Snow is falling around her, and evergreen trees are visible in the background.

In einem Jahr entscheidet Kelly Clark, ob sie 2018 erneut zu den Olympischen Winterspielen antritt. Das wäre ihr fünftes Mal.

Königin der Bretter

Kelly Clark ist amerikanische Profi-Snowboarderin und Olympia-Goldmedaillen-Gewinnerin. Vor rund zehn Jahren ist sie zum Glauben an Jesus gekommen. Auf ihrem Snowboard klebt der Sticker „Jesus, ich kann meine Liebe nicht verbergen“. | **VON MARTINA SCHUBERT**

Mädchen mit. Ein Mädchen tröstete ihre Snowboarder-Freundin, die aus dem Wettbewerb ausgeschieden war, mit den Worten: „Das macht nichts. Gott liebt dich trotzdem.“ Es war eine dieser Unterhaltungen, die Freunde führen, um sich gegenseitig zum Lachen zu bringen. „Es war nicht ernst, niemand hielt mir eine Predigt oder versuchte, mir Jesus näher zu bringen.“ Sie fragte sich: „Wenn Gott sie liebt, vielleicht liebt er auch mich?“

Sie ging in ihr Hotel und fand eine King-James-Bibel, die dort auslag. Clark las darin, verstand aber den Inhalt nicht. Schließlich suchte sie das Mädchen, das während des Wettbewerbs ihre Freundin getröstet hatte und im selben Hotel wohnte. Clark erinnert sich an die Situation: „Da stand ich, die aktuelle Olympia-Goldmedaillen-Gewinnerin, die einflussreichste Person in unserem Sport, und klopfte an der Tür des Mädchens und sagte: ‚Hey, ich glaube, du bist eine Christin und du musst mir von Gott erzählen.‘“ Das Mädchen lud sie ins Hotelzimmer ein und erklärte, dass Gott sie für einen Zweck geschaffen habe. Dass er sie liebe und dass etwas Größeres ablaufe, als sie sehen könne. Das Mädchen sagte, dass Jesus sie für eine Beziehung geschaffen habe und er sich wünsche, dass sie ein Leben in Fülle habe. „Das hat etwas so tief in mir aufgewühlt, das ich nicht ignorieren konnte.“ Trotzdem stürzte sie sich nicht Hals über Kopf ins Glaubensleben.

Clark nahm sich die nächsten vier Monate Zeit und sagte: „Gott, wenn du echt bist, zeig mir, dass du echt bist.“ Sie begann zu beten, ein tägliches Andachtsbuch und Glaubensbü-

cher zu lesen. In dieser Phase ging viel in ihr vor. „Am Ende der vier Monate kam ich zu dem Schluss, dass Gott echt ist und dass ich jeden Tag mit ihm spreche und er mich liebt.“ Sie beschloss, Jesus zu vertrauen: „Es war einfach eine unglaubliche Zeit für mich in meinem Leben, in der ich begann, mich selbst als die kennenzulernen, die ich bin.“ Dabei ging es nicht darum, was sie erreicht hatte – „das erste Mal im Leben“.

„Gott, wenn du echt bist, zeig es mir.“

Sie schloss sich einer Gemeinde an. Über die anderen Gemeindemitglieder dort sagt die Sportlerin heute: „Sie liebten mich als die, die ich war, nicht nur für meine Leistung.“ Diese Zeit veränderte ihr Leben. Dies gab ihr das Fundament, sagt sie heute, ihre Träume auf gesunde Art zu verfolgen, und Beständigkeit. Heute geht Clark in die Jesus-Culture-Kirche in Sacramento, Kalifornien, und spricht immer wieder auf deren Jugend-Events.

Wenn sie früher jemand gefragt hätte, wie sie sich ihr Leben vorstelle, hätte sie diesen Weg „nicht in 100 Jahren“ genannt. „Es ist das Beste, was mir je passiert ist und es ist die beste Wahl, die je getroffen habe.“

Auf Clarks Brettern kleben Sticker wie „Jesus“ oder „Jesus, ich kann meine Liebe nicht verbergen“



Was bedeutet Ihnen die Beziehung zu Jesus?

Es ist eine echte Beziehung, die Frieden und Leben und Freude bringt. Es ist ein Leben in Fülle.

Die New York Times nannte den 2014er Olympia-Goldmedaillen-Gewinner im Ski-Freestyle David Wise einen „Undude“, sprich das Gegenteil von einem Coolen. Mit 24 Jahren ist er verheiratet, Vater einer Tochter und betreut christliche Jugendgruppen. Nach seiner Sportkarriere will er Pastor werden. Sehen Sie sich manchmal als „Undude“ in der Snowboard-Szene?

Ich kann nicht sagen, dass ich in die Snowboard-Kultur passe. Ich bin definitiv nicht der stereotype Snowboarder, aber ich fühle mich wohl, so wie ich bin. Vielleicht sind es solche Menschen wie ich, die diese Kultur mehr braucht als alles andere. Wenn ich nicht reinpasse, ist das in Ordnung, ich bin trotzdem erfolgreich.

Wäre das auch etwas für Sie, Pastorin zu werden?

Ich weiß nicht, ob ich das im traditionellen Sinn mögen würde. Ich der Realität ist es das, was ich genau jetzt tue. Ich bin in einer Gruppe von Menschen, die mir wichtig sind, die mir am Herzen liegen. Ich bin in einer Gemeinschaft, für die ich da sein möchte, die ich aufbauen möchte, die ich ermutigen will, der ich helfen will.

Clark will in die nächste Generation investieren. 2010 hat sie die Kelly-Clark-Foundation gegründet. Die Stiftung vergibt Stipendien an bedürftige Schüler, die Wintersport betreiben wollen, denen aber die Ausrüstung zu teuer ist. Zudem möchte die Stiftung Kindern und Jugendlichen helfen, durch das Snow-

boarden erfolgreich zu werden. Durch den Sport sollen die Schüler ein größeres Selbstbewusstsein entwickeln. Die 31-Jährige weiß um ihre Position, und darum, wie junge Mädchen zu bekannten Snowboarderinnen aufschauen. Ihre Snowboard-Kolleginnen Gretchen Bleiler oder Hannah Teter lassen sich gern mal im Bikini oder gar mit noch weniger ablichten. Von Clark kursieren solche Bilder nicht im Netz. „Ich muss darauf achten, für was ich stehe und wie ich diesen Einfluss nutzen kann“, sagt sie. Sich treu bleiben ist ihr wichtig. „Ich möchte eine Inspiration für andere Menschen sein. Ich möchte die Mädchen wissen lassen, dass sie Anführerinnen und Pioniere sein können, dass alles möglich ist.“

Jesus-Sticker auf dem Brett

Als sich Clark für ein Leben mit Jesus entschied, wusste sie nicht, wie die Snowboard-Szene dies aufnehmen würde. Auch nicht, wie sie selbst damit umgehen und vor welche Herausforderungen es sie stellen würde. Als sie einmal in der Kirche war, sangen sie dort ein Lied mit dem Text „I cannot hide my love“ (Ich kann meine Liebe nicht verbergen). „Ich fühlte mich, als hätte der Heilige Geist so klar zu mir gesprochen. Er sagte: ‚Kelly, deine Liebe für mich ist nichts, was du den Menschen erzählen musst, es ist nichts, was du verteidigen musst, aber es wird etwas sein, das du nicht verbergen kannst.‘ Das war so beruhigend für mich, dass ich Sticker auf mein Snowboard geklebt habe, auf



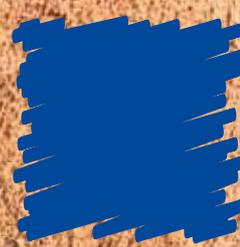
„Ich möchte eine Inspiration sein.“

Fotos: Burton Snowboards

denen genau das steht.“ Die „Jesus, I cannot hide my love“- oder einfach „Jesus“-Aufkleber hat sie auf allen ihren Brettern. „Sie sind in erster Linie für mich, aber auch für andere.“ ■

Anzeige


Kinder aus Armut befreien
Compassion[®]
im Namen Jesu



**KOMM MIT
IN MEINE WELT ...**

Verändere das Leben
eines Kindes im Namen Jesu,
und du beginnst,
die Welt zu verändern.

WWW.COMPASSION-DE.ORG
WWW.COMPASSION.CH

... GEMEINSAM KÖNNEN WIR SIE VERÄNDERN.
Sinnvolle 1-zu-1-Patenschaften mit Compassion |

Erst Jesus, dann Fußball

Reinhold Yabo ist ein besonderer Fußballprofi. Denn fernab des Rasens predigt der 23-jährige Kicker des Karlsruher SC in seiner Gemeinde, bloggt über christliche Themen und macht Kommunalpolitik. Als Kapitän führte der Deutsch-Kongolese die U17-Nationalmannschaft 2009 zum EM-Titel. | **DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT**

pro: Stichwort Fairplay – Macht ein Reinhold Yabo Schwalben?

Reinhold Yabo: Schwalben! (lacht) Ich bin natürlich ein Befürworter von Fairplay, aber es ist oft auch so, dass eine Schwalbe als solche interpretiert wird, wobei ein Spieler wirklich gedacht hat, er habe einen Kontakt gespürt. Ein bewusstes Foul vortäuschen, in der Hoffnung, der Schiri pfeift einen Elfmeter: Nein, definitiv nicht.

Weil Sie immer fair spielen möchten?

Natürlich, Fairness ist eine Basis des Spiels. Es macht keinen Spaß, wenn du zu unfairen Mitteln greifst. Da geht ein Stück der Lust am Spielen verloren, wenn du vom Platz gehst und weißt, wir haben beschissen und deswegen jetzt drei Punkte. Natürlich wollen wir alle Spiele fair gewinnen.

Würden Sie T-Shirts tragen wie David Alaba mit „Meine Kraft liegt in Jesus“?

Auf jeden Fall. Ich habe solche T-Shirts schon während meiner Jugend getragen.

Wie gehen Sie mit Druck um, funktionieren zu müssen?

Das gehört mit zum Tagesgeschäft. Bei mir ist es so: Irgendwo hat der Druck etwas Gutes. Du wirst immer gekitzelt, wieder dein Bestes zu geben, was deinen Mannschaftskollegen und dem Verein zugute kommt. Du dienst auch damit, weil du deine Qualitäten für die mannschaftlichen Ziele investierst. Letztendlich weiß ich, ich habe meine Gewissheit in Gott. Es gibt Tage, an denen ich platt bin, an denen ich auch nicht mehr kann und am liebsten einfach mal gar nichts machen will. Dann weiß ich, ich habe immer eine Anlaufstelle, zu der ich hingehen kann, wo ich neue Kraft bekomme. So gehe ich durch dieses Geschäft.

Reden Sie mit Ihren Mannschaftskollegen über Ihren Glauben?

Ja, wenn ich gefragt werde. Ich hänge das nicht an die große Glocke. Ich gebe schon ganz klar zu erkennen, was meine Überzeugungen sind. Aber ich bin nicht der Typ, der sich in die Kabine stellt und anfängt, Höllenpredigten zu halten. Sondern ich bete immer: „Herr, schenke mir doch Möglichkeiten, darüber zu sprechen.“ Und die Jungs stellen auch Fragen, weil es sie einfach interessiert. Dann kommen wir ins Gespräch und so kann ich dann von meinem Glauben erzählen und Zeugnis geben. Aber ich bin immer so, wie es das Wort sagt: So wie du behandelt werden willst, so behandle andere. Ich würde es auch nicht toll finden,

wenn jemand mich die ganze Zeit zutexten würde, wenn ich das nicht will. Wenn ein Mannschaftskollege auf mich zukommt und mich fragt, erkläre mir das mal, dann bin ich immer offen und jederzeit dazu bereit, Antwort zu geben.

Was erzählen Sie dann?

Kommt drauf an, wie die Frage lautet. „Wie bist du zum Glauben gekommen? Ich nenne mich auch Christ, aber bei dir ist das anders – wo ist der Unterschied?“ Ich versuche immer, eine Antwort zu geben, die jeder versteht, die aber auch zum Nachdenken anregt.

Sie sagen, Sie hatten in einer Eisdiele in Köln eine Begegnung mit Gott. Was passierte da?

Der Kontext ist eigentlich das Gute daran. Das war nach der U17-Europameisterschaft, die wir gewonnen haben. Ich bin von meinen Eltern christlich erzogen worden, die mich dann immer mit in die Gemeinde geschleift haben. Das hat mich aber damals nie interessiert. Beten, Bibel, Jesus – das war mir schon alles bekannt, aber ich hatte nie eine persönliche Beziehung dazu. Dann nach der U17-EM habe ich mich mit meiner Schwester in einer Kölner Eisdiele getroffen. Wir hatten uns schon länger nicht gesehen. Mir war klar, was mich erwartet. Sie wollte mir erzählen, dass Gott der Herr über alles ist. Das ABC des Evangeliums, Jesus ist für unsere Sünden gestorben, er ist der Erlöser der Welt, er gibt ewiges Leben; alles das, was viele nichtgläubige Menschen auch wissen oder schon mal gehört haben. Das war aber an diesem Tag anders. Es war wirklich eine Autorität dahinter. Das hat mich zum Nachdenken gebracht. So fing es an, dass ich mich wirklich auf die Suche gemacht habe. Ich habe mir dann eine Bibel gekauft, die „*Hoffnung für Alle*“. Ich glaube, damit fangen die meisten an. Die habe ich quasi in mich aufgesaugt, weil ich gern lese. So fing es an. Dieser Tag hat mich wirklich auf die Reise geschickt.

Wie erleben Sie Jesus in Ihrem Leben?

Erst einmal, dass ich jeden Tag wieder aufwachen kann, dass ich leben kann, dass ich gesund bin, gerade auch in diesem Sport, in dem die Verletzungsrate nicht gering ist. Ich weiß, dass mein Körper in Gottes Hand liegt. Genauso versuche ich auch jeden Tag zu beginnen: zu Gott zu kommen, Gemeinschaft mit ihm zu haben, das Wort zu lesen und mich auf diesen Tag zu fokussieren. Deswegen stehe ich immer früh auf, weil ich weiß: Jesus zuerst, und alles andere kommt danach. Das praktiziere ich schon eine ganze Zeit lang und bis jetzt bin ich immer wunderbar damit gefahren.

Beten Sie auch für den Sieg?

Ja, natürlich. Warum nicht? Ich bete immer dafür, dass der Herr uns auf jeden Fall bewahrt, wir gesund bleiben, aber auch Spaß an der ganzen Sache haben, dankbar sind, dass wir das alles ausüben dürfen. Die biblische Figur David hat nämlich gesagt: „Du hast meine Arme tüchtig zum Kampf gemacht.“ So, dass er wirklich diese Kriege gewinnen konnte, und Gott war mit ihm. Aber er musste diese Kriege dann auch führen. Genauso bete ich: „Mach meine Beine tüchtig zum Spiel und schenke auch meinen Mannschaftskollegen Gnade und Segen“ – weil Fußball halt ein Mannschaftssport ist. Ich kann kein Spiel allein entscheiden, sondern ich bin mit abhängig davon, dass unsere Stürmer, wenn sie diese Chance haben, den Ball ins Netz schießen und nicht an die Latte oder daran vorbei. Oder dass unsere Abwehrspieler die letzte Aktion dann noch wirklich klären können. So ergänzen wir uns und dienen einander.

Sie haben in einem Interview gesagt, Gott ist ein Gentleman. Warum?

Ganz einfach: Er kommt nicht und sagt, du muss jetzt, sonst ... oder du bist schlecht. Du wirst nicht an den Stuhl gefesselt und er hält eine Predigt und so weiter. Nein. Er klopft an. Genauso ist es, wenn ich mit Freunden oder Mitspielern darüber rede. Ich kaue denen nicht das Ohr ab, sondern ich mache auf Jesus aufmerksam. Ich versuche, rüberzubringen, dass ich es ernst meine und überzeugt bin, das Jesus lebt. Aber letztendlich ist die eigene Reaktion entscheidend. Jeder hat die Freiheit, zu sagen, das ist interessant oder das ist nichts für mich, ohne dass dir das aufgezwungen wird. Deswegen sage ich immer: Der Herr ist ein Gentleman.

Sie haben im Sommer geheiratet. Was macht denn einen guten Ehemann aus?



Foto: pro

Im Sommer kann Yabo ablösefrei den Verein wechseln. Mehrere Erstliga-Klubs haben bereits Interesse bekundet

Ich bin davon überzeugt, der Ehemann soll seine Frau lieben, wie Christus die Gemeinde geliebt hat. So steht es im Epheserbrief in der Bibel. Ich glaube, ein guter Ehemann muss auch Opfer bringen, weil Frauen hin und wieder sehr kompliziert sind. Das sind Dinge, die ich als Mann dann schwer verstehe, aber letztendlich sind die Frauen so. Ich glaube, Kommunikation ist das Entscheidende. Ein Paar sollte wirklich über alles reden können. Der Mann soll offen sein für alles. So weiß die Frau, sie kann jedes Mal zu ihrem Mann kommen, ohne dass er sie schief anguckt. Wenn es ihn nervt, ist der Ehemann trotzdem da und nimmt sich die Zeit und versucht wirklich, konstruktiv zu sein und der Frau nicht irgendwas zu sagen, damit sie schnell den Mund hält. Sondern er bietet ihr wirklich eine Lösung. Ich glaube, dass ein guter Ehemann so in der Art handelt. Ich weiß es nicht genau, aber ich vermute es.

Was macht Sie besonders glücklich?

Ich bin glücklich, ein Kind Gottes sein zu dürfen. Ich bin glücklich darüber, dass ich Fußball spielen darf. Ich bin glücklich da-

rüber, dass ich eine wunderbare Familie habe, die mich wirklich in allen Dingen unterstützt. Für den Sport sind meine Eltern mit mir tausende von Kilometern gefahren. Ich bin glücklich, dass ich in diesem Land leben darf. Meine Wurzeln liegen im Kongo, geboren bin ich zwar hier, aber ich weiß, was im eigenen Land abgeht, die Unruhen, die da herrschen. Deshalb war ich auch bis jetzt leider noch nicht da. Papa hat es nicht erlaubt. Ich weiß, ich hätte auch da sein und geboren werden können. Aber nein, Gott hat das so gefügt, dass ich in Deutschland aufwachsen durfte. In diesem Land habe ich viel gelernt und es hat mir viel gegeben. Das sind Dinge, wenn man nicht bewusst darauf achtet, werden sie selbstverständlich. Das sind Kleinigkeiten, wofür du dankbar sein kannst oder musst, um wirklich weise im Leben handeln zu können.

Sie schreiben das mit „Mal ganz was anderes“ überschriebene Blog. Darin geht es vor allem um christliche Themen, aber auch um Sport und Kultur. Was ist Ihr Ziel damit?

Mein Ziel ist, dass die Menschen, die mich als den Fußballer sehen, auch ein anderes Bild bekommen und erfahren, Fußballer sind nicht einseitig.

Sie sind zudem im Gemeinderat. Was qualifiziert Sie als Kommunalpolitiker?

Ich habe mich nicht selber qualifiziert und das war auch so nicht geplant. Letztendlich bin ich da hineingewählt worden, weil ein Kollege, der da tätig ist, mich gefragt hat, ob ich ihn nicht ein bisschen unterstützen könnte. Es ist etwas komplett Neues für mich. Ich lerne einen ganz neuen Lebensbereich kennen, was mir aber auch wieder zugute kommt. Ich kann meinen Horizont erweitern, ich sehe jetzt, wie Politik gemacht und wie die verbalen Schlachten ausgetragen werden, aber auch, wie die Strukturen funktionieren. Das ist interessant. Ich versuche, die Sache so gut es geht zu machen. Ich lerne immer mehr, wenn ich bei den Sitzungen oder in den Ausschüssen bin – Stück für Stück.

Worüber predigen Sie am liebsten in Ihrer Freikirche „Christliches Zentrum Karlsruhe“?

Ich versuche meine Predigt immer sehr lebensnah zu erzählen und nicht theologisch weit oder komplex konstruiert – wozu ich in der Lage bin –, sondern wirklich was zum Greifen. Ich ziehe gerne Parallelen, vom Alltäglichen zur Schrift, um zu zeigen, dass Jesus aktiv im alltäglichen Leben ist, egal, in welchem Bereich du tätig bist, zu Hause, auf der Arbeit, mit Kollegen, in deiner Freizeit.

Sie sind unter anderen mit Mario Götze U17-Europameister geworden. Was sind Ihre Träume?

Im Fußball natürlich erfolgreich und höherklassig zu spielen, Erste Bundesliga. Ich sage immer: Schritt für Schritt. Dann ergeben sich womöglich wieder neue Ziele. Träume sind etwas anderes. Die darf man, muss man haben. Ein Traum ist es natürlich, Nationalspieler zu sein, das wäre wunderbar.

Herr Yabo, herzlichen Dank für das Gespräch! ■




Film zum Artikel online:
bit.ly/rayyabo

Werte machen das Leben wertvoll

Egal, ob in der Erziehung, der Werbung, den Medien: Überall werde ich herausgefordert, meine Werte zu überprüfen. | VON RICARDA JOHN

Wir leben in einer Kultur der Beliebigkeit, in der christliche Werte, die über Generationen das gesellschaftliche Leben geprägt haben, nicht mehr bindend sind. Unterschiedlichste Lebens- und Glaubensentwürfe stehen heute gleichberechtigt nebeneinander. Man darf sich aussuchen, wie man lebt und was einem wichtig ist. Daraus entsteht zuweilen eine Beliebigkeit, die mich erschreckt und Menschen zu hilflosen oder überforderten Lebenskünstlern macht.

Mama spielt die zweite Geige

Werte sind Vorstellungen und Haltungen, die in der Regel anerkannt sind in der Gesellschaft, in der man lebt. Sie sind in unserem Denken verankert und beeinflussen uns. Wenn ich mich für einen Wert oder eine Haltung entschieden habe, dann muss ich nicht immer wieder neu überlegen, ob beispielsweise hier oder da eine Notlüge angebracht ist oder ob ich hier oder da eine Ausnahme machen kann. Meine Werte finde ich in den Zehn Geboten wunderbar zusammengefasst. Als Lebenskompass für alle Handlungen und Entscheidungen verhelfen sie mir zu mehr Lebensqualität. Ihre zeitlose Gültigkeit macht zugleich ihre Tragfähigkeit aus.

Als meine Kinder klein waren, haben sie uns Eltern alles geglaubt. Wir konnten die Zeit nutzen und sie wichtige Dinge lehren. Wenn sie als kleine Jungen ihren Mittagsschlaf beendet



hatten und ich in ihr Zimmer kam, standen sie im Gitterbettchen und streckten die Arme nach mir aus. Ich hatte die komplette Aufmerksamkeit meiner Kinder. Diese Zeiten sind nun vorbei. Denn komme ich heute in die Zimmer meiner Teenager und erwachsenen Söhne, laufen PC, Handy oder Fernseher und liefern neue Ideen, neue Werte. Da muss man erst mal schnell fertig werden, dann darf Mama etwas sagen. Wie kann ein Fifa- oder Quizpartner im Onlinematch, den sie nicht mal kennen, so viel wichtiger sein?

In Kindergarten und Grundschule werden unterschiedliche Erziehungstrends sichtbar. Es gibt keine allgemeingültige Richtung mehr. Hierarchien werden aufgehoben. So sagte ein Kindergartenleiter neulich zu mir: „Wissen Sie, ich mag auch nicht jemanden über mir, der mir sagt, was ich tun soll, also mach ich das mit den Kindern auch nicht“. „Aber“, dachte ich, „wer führt dann die Kinder auf einen guten Weg? Brauchen sie nicht Leitlinien und Wegmarkierungen von uns?“

Toleranz als Lösungsidee

Um uns vor negativen Konsequenzen unseres Handelns zu schützen, haben wir Richtlinien von Gott bekommen. In jedem Gebot stecken ein oder mehrere tragende Werte. Doch zählen sie heute noch? Die Wertewandel-Forschung hat drei Begriffe geprägt, die das Wertedilemma, in dem wir heute stehen, beschreiben:

Werte vermitteln in der
Erziehung: Gottes Gebote
sind eine gute Richtschnur



Foto: tunedin, fotolia

Der „Säkularismus der Werte“. Das bedeutet: Die Werte heute sind abgekoppelt von der Bibel und göttlichen Maßstäben.

Der „Pluralismus der Werte“. Das heißt: Die Globalisierung brachte viele Kulturen, Ideen und Werte zusammen. Vieles steht nebeneinander.

Der „Individualismus der Werte“. Jeder entscheidet für sich selbst, was für ihn gilt. Das führt unweigerlich zu Kollisionen in der Gesellschaft und im Miteinander. Immer lauter wird deshalb der Schrei nach Toleranz. Toleranz soll das Problem lösen.

Als mein erster Sohn klein war, besuchte er einen evangelischen Kindergarten. Dort haben Kinder und Erzieher gemeinsam gefrühstückt und vor dem Essen gebetet. Als mein vierter Sohn acht Jahre später in diesen evangelischen Kindergarten ging, hatte sich das geändert: kein gemeinsames Frühstück mehr – jeder isst, wenn er hungrig ist. Und es wurde auch nicht mehr vor dem Essen gebetet. Das hat unser Fünfjähriger nicht verstanden: „Mama, die reden immer von Kirche und Gottesdienst und so, aber beten vor dem Essen tun sie nicht. Wieso?“ Ich konnte es ihm nicht beantworten, aber am nächsten Tag fragten wir bei der Kindergartenleitung nach. Die Antwort lautete: „Wir sind hier mittlerweile so multikulturell geworden, da können wir den anderen Konfessionen nicht aufzwingen, hier zu beten.“ Für mich war das nicht verständlich, denn immer noch war es ein evangelischer Kindergarten. Aus meiner Sicht eine falsche Toleranz.

Prägende Erziehung im Sinne der biblischen Werte wird zu einem Spießrutenlauf. Schule, Medien, Gleichaltrige liefern ein pluralistisches Werteangebot zur individuellen Auswahl. Wie sollen wir damit umgehen? Manche Eltern sagen „Kann man nicht ändern“ und passen sich an. Andere Eltern wählen Abschirmung, Isolation und Verbote und ziehen sich zurück. Der Mittelweg ist das praktische Leben in der Familie. Es steht als riesige Herausforderung vor mir, täglich neu. Ich möchte selbstständige, urteilsfähige, umsichtige, leistungsbereite, verantwortungsbewusste Menschen erziehen, die sich von den Trends der Gesellschaft nicht beherrschen lassen. Ich wünsche mir, dass in unserer Familie eine echte Lebensschule stattfindet, in der man sich angstfrei bewegen, öffnen und entfalten kann. Ich wünsche mir, dass meine Kinder zu Hause in jedem Alter erzählen können, was sie woanders aufschnappen und worüber sie sich Gedanken machen. Aber das ist natürlich freiwillig und nicht erzwingbar.

Ich möchte einen Raum dafür anbieten, um Dinge auszudiskutieren, anstatt sie vom Tisch zu fegen. Nicht alle Kinder werden sich deswegen so entwickeln, wie ich es mir wünsche, aber es findet hoffentlich eine Prägung statt. Diese Prägung soll es unseren Kindern ermöglichen, auch in einer postmodernen Gesellschaft ein biblisches Christentum zu leben. Letztlich geschieht das durch mein Vorbild. „Erziehung kann man sich sparen, Kinder machen einem doch alles nach“, sagt der Autor und Erziehungsexperte Jan-Uwe Rogge. Also muss ich mich fragen: Wie ist mein eigener Umgang mit anderen? Nehme ich mir Zeit für andere Menschen? Bin ich bereit, Rücksicht zu nehmen? Bin ich zuverlässig, ehrlich, hilfsbereit? Bin ich ein Vorbild für andere? Kinder übernehmen Werte nur dann, wenn Eltern sie nicht nur „reden“, sondern sie auch vorleben.

Wie das Miteinander gelingen kann

Letztlich können sie nicht einfach benannt werden, sondern müssen im Handeln konsequent umgesetzt werden – zur richtigen Zeit, mit den richtigen Worten, in der richtigen Haltung. Inkonsequenz bedeutet das Sterben der Werte. Das heißt, unter Umständen müssen Standpunkte ausdiskutiert werden – mit dem Partner, dem Kollegen oder mit den Kindern. Bei uns gilt: Die Steuererklärung soll stimmen. Das Wechselgeld auch. Fundstücke müssen zurückgegeben werden, und ich trickse niemanden aus. Wenn jemand verheiratet ist, ist er vergeben und somit nicht zu haben. Abtreibung ist Mord. Und eine Notlüge ist auch eine Lüge.

Gottes Gebote sind sinnvoll und wertvoll. Gott verlangt nicht, dass ich es alleine schaffe, er sichert mir seine Hilfe zu. Ich wünsche mir, dass ich keine faulen Kompromisse eingehe in Notlagen oder Engpässen. Und ich wünsche mir, dass, wenn es doch geschieht, ich Gottes Vergebung annehmen kann. Ich wünsche mir, dass ich immer wieder aus meinen Fehlern lerne und Werte hochhalte, die der Schöpfer seinen Geschöpfen gegeben hat. Er weiß am besten, was wir brauchen. Seine Gebote sind ein Wertekompass für alle Lebensbereiche. Ich darf die Werte annehmen, die mein Schöpfer mir gibt – klar, zeitlos und allgemeingültig. Und weil er sie so wichtig findet, gebietet er sie uns. Die Zehn Gebote – diese Werte machen das Leben wertvoll. ■

Eva Ricarda John ist verheiratet, Mutter von vier Söhnen, Coach und therapeutische Seelsorgerin.

pro: Herr Ramelow, wir haben Ihnen ein Geschenk mitgebracht, das Sie vielleicht an etwas erinnert. Kleiner Hinweis: pro sitzt in Wetzlar, und Gießen ist nicht weit entfernt davon.

Bodo Ramelow: (entfernt das Geschenkpapier) Ah! Das ist eine schöne Geste. Auf meinem Schreibtisch liegt die Einheitsbibel. Jetzt bekomme ich von Ihnen die Luther-Übersetzung in der aktuellen Fassung – und das Ganze laut Etikett von Karstadt Gießen: Da habe ich meine Ausbildung zum Lebensmittelkaufmann begonnen. Eine wirklich nette Geste, vielen Dank!

Sie haben schon Predigten in Kirchen gehalten und bekennen sich als Linker zu christlichen Werten. Sieht man Sie auch bei den Andachten im Thüringer Landtag?

Im Landtag bin ich seit 1999 bei den Andachten dabei. Wenn Sie da die Kollegen und die Vertreter der Kirchen befragen, würden die wahrscheinlich sagen: Der zählt zu den häufigsten Andachtsbesuchern.

Als Ministerpräsident hat man bestimmt weniger Zeit dazu.

Terminlich wird es komplexer. Aber auch meine Amtsvorgängerin Christine Lieberknecht ist gekommen. Sie und ich haben uns regelmäßig in der Andacht getroffen, donnerstags vor der Parlaments-sitzung. In dem Jahr, als ich Fraktionsvorsitzender wurde, war das für meine Fraktion ein neues Erlebnis. Die Stunde vor den Plenarsitzungen wird eigentlich für letzte Absprachen genutzt. Irgendwann hatten alle verstanden: Am Plenumsdonnerstag muss man nicht nach mir suchen, denn es ist klar, wo ich bin: in der Andacht.

Was bedeutet der Glaube an Jesus Christus für Sie?

Jesus Christus ist Gottes Sohn, der die Versöhnung zwischen Gott und den Menschen ausdrückt. Ich sehe das aber eher im übertragenen Sinne. Gott ist für mich der Glaube an die Weisheit und eine Sicht jenseits der Dinge, die wir uns als Menschen vorstellen. Wichtig ist die Geschichte, die erzählt wird, die die Dreifaltigkeit zusammenfasst: Geist, Gott und Gottes Sohn, und der baut die Brücke zwischen Gott und den Menschen. Das ist das Wertvolle in unserem Glauben. Einer meiner Söhne hatte Leukämie – er hat die Krankheit überstanden. Mein anderer Sohn hatte ebenfalls Krebs – auch er hat den Krebs besiegt. Ich stand am Bett meiner Kinder und dachte: Es darf nicht sein, dass deine Kinder vor dir gehen. Ich konnte diese Situationen auch wegen meines Glaubens aushalten, der mir in meinem Leben eine beständige Hoffnung gibt.

Hoffnung worauf? Auf Heilung? Ewiges Leben?

Nein, nein, nein. Ich habe solche materiellen Hoffnungen überhaupt nicht. Als Christen hoffen wir, dass wir auch nach dem Sterben noch da sind. Wo wir dann sind, interessiert mich überhaupt nicht. Ich glaube auch nicht, dass es eine Hölle gibt. Es interessiert mich nicht, ob ich an eine Tür klopfen werde, und Petrus macht auf und sagt: Oh, der rote Ramelow steht vor der Tür. Meine unerschütterliche Hoffnung ist: Unser Leben ist kein rein materielles Leben, sondern auch ein geistliches Wirken.

Sie haben der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung 2006 gesagt: „Meine sozialistische Vision leite ich aus dem Alten Testament ab, angereichert durch das Neue Testament, nicht vom Leninismus.“ Gibt es in der Bibel wirklich sozialistische Ansichten?

Laut dem Alten Testament sollten die Menschen ihre Felder nur einmal abernten, die Nachlese sollte immer den Armen gehören. Regelmäßig alle sieben Jahre sollten die Rückzahlungsverpflichtungen aus Krediten reduziert werden. Nach 49 Jahren

sollte die Schuld sogar gänzlich gestrichen sein. Damit sollte keine Schuldklaverei ermöglicht werden. Das ist doch eine unglaubliche Botschaft! Paulus entwickelte das weiter, indem er die Gemeinden immer wieder mahnte: Tut nichts aus Eigen-nutz, sondern um der Gemeinschaft willen. Das ist super-modern, wie das Beispiel des derzeitigen Papstes zeigt. Ich kenne keinen größeren Kapitalismuskritiker als Franziskus. Kein Politiker formuliert grundethische Anliegen so stark wie er – und er begründet es aus unserem Glauben.

Sie sind der erste Ministerpräsident der Linken überhaupt. Können Sie die Vorbehalte vieler Menschen gegenüber einer von Linken geführten Landesregierung verstehen?

Die Linkspartei ist unter anderem aus der SED entstanden, der Staatspartei der untergegangenen DDR. Wer da Skepsis hat, hat sie berechtigt. Er will wissen, ob sich das Unrecht und die Menschenrechtsverletzungen in der DDR heute wiederholen werden. Vor wenigen Tagen habe ich mich mit der Organisation der zwangsadoptierten Kinder in der DDR getroffen. Da habe ich viel Bitternis erfahren von Eltern, die jahrzehntelang ihre Kinder suchten und von allen Behörden an der Nase herumgeführt wurden. Darum müssen wir uns kümmern. Bei meiner Antrittsrede habe ich einen Freund, der viele Jahre im Stasi-Knast saß und fast totgeschlagen wurde, um Entschuldigung gebeten.

Andreas Möller, späterer Reporter der Bild-Zeitung.

Ja. Erst durch seine Freundschaft erfuhr ich mehr vom Unrecht der DDR. Das war für mich eine wichtige Bedingung, um dieses Amt mit meinem Parteibuch überhaupt ausfüllen zu können. Vor diesem Teil der Verantwortung darf sich meine Partei nicht drücken.

Wie begegnen Sie Christen, die unter dem SED-Regime besonders gelitten haben?

Der Machtapparat der DDR hat Christen Anpassungszwänge abverlangt, Stasi-Spitzel wurden in die Kirchen eingeschleust. Als ich 1999 für die PDS kandidiert habe, saß ich am nächsten Sonntag alleine auf meiner Kirchenbank. Die anderen Gemeindeglieder hatten kein Verständnis dafür, dass ich als Westdeutscher zu dieser Partei gehören wollte. Es gibt dieses Leid, aber es gibt auch Versöhnung. Wenn mir jemand erzählt hätte, dass ich zusammen mit Altpropst Heino Falcke, der bei Karl Barth studierte und später einer der bedeutendsten kirchlichen Mahner in der DDR wurde, im Jahr 1997 im Augustinerkloster die Erfurter Erklärung (Aufruf zur Ablösung der Kohl-Politik, d. Red.) schreiben würde, den hätte ich für verrückt erklärt. Dabei hätte Heino Falcke allen Grund gehabt, mit meiner Partei nicht sonderlich fröhlich umzugehen. Seine Stasi-Akten würden das ganze Büro hier füllen. Versöhnen und vergeben kann nur, wer das Leid erlebt hat. Niemals der, der das Leid verantworten muss.

Mehrere Linken-Abgeordnete waren früher in der SED, teils mit aktiver Mitarbeit. Wie soll es da Versöhnung geben?

Versöhnung ist das, was uns Christen stark macht. Aber das setzt voraus, dass man innerlich akzeptieren kann, dass das, was man durchlitten hat, abgeschlossen ist. Häufig gehört dazu das Bekenntnis desjenigen, der das Leid ausgelöst hat. Der Landtag ist gefüllt mit DDR-Biografien. Es gibt auch ein ehemaliges SED-Mitglied in der CDU-Fraktion. Die formale Mitgliedschaft sagt noch nicht viel aus.

Ex-Bundespräsident Wulff musste wegen einer Korruptionsaffäre zurücktreten, die mit einem Freispruch endete. Gleichzeitig gibt es mit Frank Kuschel und Ina Leukefeld in Ihrer Fraktion zwei Abgeordnete, die direkt oder indirekt für

A photograph of Bodo Ramelow, the Minister-President of Thuringia, sitting in a black leather armchair in an office. He is wearing a dark suit, a striped shirt, and a blue tie. He is gesturing with his right hand while speaking. In the background, there are several flags, including the German flag and the flag of the state of Thuringia. A desk with a computer monitor and a chair is visible to the right. In the foreground, a red bag and a book are on a table.

„Vergeben kann nur, wer das Leid erlebt hat“

Im pro-Interview outet sich Thüringens Ministerpräsident Bodo Ramelow als Papst-Fan, Andachtsbesucher, Evangelikalen-Kenner – und zeigt Verständnis für Christen, die seiner Partei mit großer Skepsis gegenüberstehen. | **DIE FRAGEN STELLTEN**
NICOLAI FRANZ UND CHRISTOPH IRION

Linken-Politiker, Lutherbibel, Staatskanzlei: Bodo Ramelow wurde 2014 zum ersten Ministerpräsidenten eines deutschen Bundeslandes gewählt, der der Linkspartei angehört

Foto: pro

die Stasi gearbeitet haben. Herr Kuschel wurde sogar von der Stasi-Kommission des Landtags für „unwürdig, dem Parlament anzugehören“, erklärt. Wie passt das zusammen?

Christian Wulff war nie mein Freund, aber die Kampagne der Bild-Zeitung war ein schwerer Eingriff in unsere Freiheiten. Zu den Abgeordneten: Beiden war es immer wichtig, dass alle Sachverhalte umfassend bekannt gemacht werden. Herr Kuschel und Frau Leukefeld sind immer offen mit ihrer Vergangenheit umgegangen. Die Bedingung meiner Partei war immer, dass nur für ein Mandat kandidieren kann, wer seine ganze politische Verantwortung offen auf den Tisch legt.

Dann ist Aufarbeitung für Sie dasselbe wie Information?

Das eine setzt das andere voraus, deshalb gibt es dafür ja die Stasi-Unterlagenbehörde, die Informationen so aufbereitet, dass man die Wirkmethode des Machtapparats begreift. Ich habe einmal einen Mitarbeiter entlassen, der einen Soldaten denunziert hatte. Er hatte dessen Spind geöffnet, darin war eine Kerze mit einem Kreuz drauf. Dieser geschützte Raum war für den Soldaten sehr wichtig, trotzdem hat mein Mitarbeiter ihn verraten. Als ich diese Akte gesehen habe, habe ich ihn fristlos entlassen. Er hatte gelogen.

waren sehr seltsame Menschen, die sich als Journalisten eingeschlichen haben und bis zu Gysis Büro gebracht worden sind. So etwas darf nicht passieren. Wo wären wir denn, wenn jetzt Abgeordnete wieder gejagt werden? Allerdings bin ich der Ministerpräsident von Thüringen, nicht der Sprecher der Bundestagsfraktion. Herr Gysi hat den Vorgang übrigens für erledigt erklärt.

„Wer ein Kreuz schwarz-rot-gold anmalt, missbraucht den Glauben“

Es geht aber auch darum, wie eine Partei damit umgeht.

Dann fragen Sie die Partei. Ich bin der Ministerpräsident von Thüringen, führe eine Koalition aus drei Parteien und bin deren Repräsentant. Wenn Sie mich als Menschen fragen, wie ich mich gefühlt habe, als ich diese Bilder im Internet gesehen habe: Ich war entsetzt.



Doppelte Erinnerung: Die Bibel im Geschenkpapier stammt aus Bodo Ramelow's früheren Ausbildungsbetrieb.



Fotos: pro

Warum distanziert sich die Linke nicht von Abgeordneten, die eine einschlägige Stasi-Vergangenheit haben?

Frau Leukefeld ist in ihrem Wahlkreis dreimal direkt gewählt worden – mit ihrer Verantwortung und wegen ihrer Geradlinigkeit, mit der sie offen über ihre Schuld spricht. Die Wählerinnen und Wähler haben im Wissen um ihre Biografie entschieden. Und jetzt sagen Sie, ich solle mich distanzieren? Das ist nicht mein Demokratieverständnis.

Gutes Stichwort. Auf Bundesebene der Linkspartei gab es antisemitische Äußerungen. Der Fraktionsvorsitzende Gregor Gysi wurde sogar bis auf die Toilette verfolgt. Welches Demokratieverständnis hat die Linke, wenn sie solche Aktionen nicht auf breiter Ebene verurteilt?

Der Bundestag ist ein geschützter Raum, in dem sich niemand verfolgt fühlen soll. Mich empört es, dass dieser Schutzraum von unseren eigenen Leuten zerstört wurde. Ich musste an einem 9. November erleben, dass ein Mensch jüdischer Herkunft in dieser Form angegangen wird.

Linke Fraktionskollegen haben diese Aktion zugelassen.

Die Verantwortung dafür tragen drei Abgeordnete, ja. Die Täter

Im Thüringer Bad Blankenburg gibt es seit mehr als 100 Jahren die Konferenz der Deutschen Evangelischen Allianz. Können Sie sich vorstellen, wie Ihre Vorgängerin Christine Lieberknecht dort ein Grußwort zu sprechen?

Wenn ich eine Einladung bekomme und Zeit habe, werde ich sie natürlich wahrnehmen. Für mich ist religiöse Vielfalt ein Gebot des Grundgesetzes und ein Gebot meines Lebens. Die andere Frage ist, ob man mir eine Einladung ausspricht. Dazu eine Anekdote: Als der Bad Blankenburger Bürgermeister ein Linker wurde, baten mich drei CDU-Bundestagsabgeordnete um Hilfe, weil sie mich aus dem gemeinsamen Gebetsfrühstück kannten. Sie befürchteten, dass die Welt untergeht. Die Zusammenarbeit der Allianz mit dem Bürgermeister entpuppte sich jedoch als gutes, kooperatives Miteinander. Natürlich kenne ich die Evangelische Allianz. Als ehemaliger Gießener weiß ich, dass der Bible Belt entlang der Lahn verläuft, und welche christlichen Rückbindungen es dort gibt, auch außerhalb der evangelischen Amtskirchen. Ich freue mich immer über Menschen, die ihren Glauben leben. Die Menschen müssen ihre Fundamente wiederfinden – im Gegensatz zu den Pegida-Demos in Dresden. Im Internet stehen Dinge wie: „Bei uns heißen Wintermärkte Weihnachtsmärkte – und das war vor der Christianisierung schon so.“ Da frage ich mich, welche Kenntnisse über das christliche Abendland dort eigentlich vorhanden sind. Wer dann auch noch ein Kreuz schwarz-rot-gold anmalt, missbraucht den Glauben und schürt Islamfeindlichkeit. Muslime gehören genauso zu uns wie die jüdische Gemeinde, die Evangelische und Katholische Kirche oder auch die Evangelische Allianz. ■



Film zum Artikel online:
bit.ly/InterviewRamelow

prost!

Julia Klöckner



Foto: CDU Rheinland-Pfalz

Die rheinland-pfälzische CDU-Chefin über Burka, Pegida und die Frage, ob sie wirklich nicht Kanzlerin werden will. | DIE FRAGEN STELLTE MORITZ BRECKNER

pro: Frau Klöckner, was möchten Sie trinken?

Julia Klöckner: Für einen Grauburgunder ist es noch zu früh. Dann gerne einen Milchkaffee.

Zuletzt waren Sie mit der Forderung eines Burka-Verbots in den Schlagzeilen. Kaum eine Frau in Deutschland trägt Burka – war es nötig, das Thema aufzugreifen?

Es geht nicht nur um die Burka, sondern auch um die in Deutschland häufiger zu sehende Niqab, es geht um die Vollverschleierung von Frauen. Es hat nichts mit einer offenen, freien Gesellschaft zu

bildes. Wer für Frauenquote, gleiche Bezahlung von Männern und Frauen kämpft, der kann Vollverschleierung nicht gut finden. Im Übrigen will die Umwelt auch umgekehrt jemandem ins Gesicht schauen können, Gestik und Mimik sind wichtig. Die Sorge um Frauenrechte in islamischen Parallelgesellschaften treibt auch die Demonstranten von Pegida um. Pegida setzt sich auch für mehr Bürgerbeteiligung ein, lassen deshalb die Grünen jetzt ihre Forderung nach Bürgerbeteiligung fallen? Sicher nicht. Ob es den Demonstranten wirklich um Frauenrechte geht, kann ich nicht beurteilen.

wenige Erfolgserlebnisse haben, sich abschotten, auch Frauen als Lehrerinnen nicht anerkennen.

Ihr Generalsekretär hat mal erklärt, von der CDU zur AfD gewechselte Wähler nicht zurückgewinnen zu wollen. Mittlerweile behauptet er das Gegenteil. Wollen Sie, dass Ihre Partei zur AfD übergelaufene Wähler anspricht – und wenn ja, wie?

Was den Umgang mit der AfD angeht, plädiere ich für Gelassenheit. Diese Partei ist ja aktuell vor allem mit sich selbst beschäftigt und hat in der Vergangenheit Positionen vertreten, gerade mit Blick auf Europa und den Euro, die abenteuerlich sind und den erfolgreichen Zusammenhalt gefährden.

Sie haben immer wieder erklärt, nicht Bundeskanzlerin werden zu wollen. Wir glauben Ihnen nicht.

Ob Sie mir glauben oder nicht, das bringt mich jetzt auch nicht um den Schlaf (lacht). Mein Ziel ist der Regierungswechsel in Rheinland-Pfalz im kommenden Jahr. Kein Kanzleramt in Berlin, sondern Staatskanzlei in Mainz. Das können Sie mir getrost glauben.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

„Es hat nichts mit einer offenen Gesellschaft zu tun, wenn sich Frauen verhüllen müssen.“

tun, wenn sich Frauen aufgrund ihres Geschlechts verhüllen müssen, weil einige fundamentalistische Männer das wollen. Und das nur aus dem Grund, weil sie als Frauen geboren wurden. Das hat nichts mit Gleichberechtigung, auch nichts mit kultureller Vielfalt zu tun, denn die Männer verhüllen sich ja auch nicht. Wenn aber ein Mann den Anblick einer Frau in der Öffentlichkeit nicht ertragen kann, dann ist das nicht das Problem der Frau, sondern des betreffenden Mannes. In Frankreich und in Spanien ist die Vollverschleierung verboten. Und es hat nichts mit der Quantität der Trägerinnen zu tun, wie viele es von ihnen in unserem Land gibt, sondern mit der Qualität des Frauen-

Sehen Sie Defizite bei der Integrationsbereitschaft muslimischer Einwanderer?

Es gibt nicht „die“ muslimischen Einwanderer. Ich kann und will kein pauschales Urteil treffen. Unter Einwanderern, ganz gleich welches Glaubens, gibt es Integrationswillige und weniger Integrationsbereite. Es gibt viele Beispiele gelungener Integration, schauen Sie doch mal in unsere Krankenhäuser: Viele würden nicht mehr funktionieren, wenn dort nicht Menschen ihren Dienst täten, die auch einen Migrationshintergrund haben. Wir stellen aber fest, dass häufig Jungs aus streng gläubigen muslimischen Familien, wenn sie kein Deutsch sprechen,

Weinkönigin, Religionslehrerin, Journalistin – Julia Klöckner hat viel erlebt, bevor sie von 2002 bis 2011 für die CDU im Bundestag saß. Heute ist sie Fraktionsvorsitzende der CDU im Landtag von Rheinland-Pfalz. Die 42-Jährige will 2016 Ministerpräsidentin Malu Dreyer (SPD) ablösen.

Das Kreuz ist bei Pegida schwarz-rot-gold. Kirchenvertreter haben diese Vereinnahmung Jesu scharf verurteilt

Im Land der Lügenpresse

Bei Pegida mitzulaufen, ist die wohl größte Provokation, die sich ein Deutscher derzeit leisten kann. Kirchen, Politiker und Medien haben die Bewegung als rechtspopulistisch gegeißelt. Doch die Demonstrationen am Montagabend ziehen auch viele Christen an. pro hat einen von ihnen getroffen. | VON ANNA LUTZ

Hartmut Roth trägt die Pullover seines Vaters auf, obwohl er das nicht nötig hat. Der 67-jährige Rechtsanwalt gehört zum Establishment. Er hat eine Vorliebe für bunte Fliegen, breitkrepelige Hüte, Kunst und teure Hotels. Dennoch bezeichnet er sich gerne als „preußisch-bescheiden“. Am Wochenende predigt er gelegentlich in einer landeskirchlichen Gemeinschaft. Die Sache mit Jesus liegt ihm am Herzen. Seit einigen Monaten hat Hartmut Roth ein neues Hobby. Montagabends geht er spazieren. Zwei bis drei Stunden läuft er gemeinsam mit Zehntausenden durch die Dresdner Innenstadt, um gegen die Islamisierung Europas zu demonstrieren. „Ist ja auch gut für die Gesundheit“, sagt er und wählt seine Worte behutsam. Offen zu Pegida zu stehen ist eines der großen medialen Tabus dieser Tage und zwar beiderseits: Die Demonstranten sprechen so gut wie nie mit der Presse. Die Presse ihrerseits verweigerte sich lange der detaillierten Bestandsaufnahme.

Lange Zeit galten Pegidianer als wahlweise radikal oder dumm, als Mitläufer oder Sozialverlierer. Die Politik, allen voran SPD-Generalsekretärin Yasmin Fahimi, lehnte den Dialog ab. Erst langsam bröckelt diese Haltung. Zuletzt traf sich Vizekanzler Sigmar Gabriel mit Demonstranten von Pegida. Vielleicht auch, weil langsam offenbar wird, dass Pegida vielfäl-



Foto: picture alliance

tiger ist, als viele am Anfang glaubten. Eine nicht repräsentative Erhebung der TU Dresden hat ergeben: Wer dort demonstriert, ist meist männlich und gebildet, verdient gut, fühlt sich von der Politik aber nicht vertreten. Nicht einmal ein Viertel der befragten Pegida-Anhänger gab an, ein Problem mit dem Islam zu haben. Hartmut Roth passt gut in dieses Bild. Er ist weder jung und naiv, noch alt und leicht verführbar oder gar aus dem Prekariat. Roth stammt nicht mal aus Ostdeutschland, wo die Bewegung am stärksten ist. Geboren ist er in Zweibrücken in Rheinland-Pfalz. Erst in den Neunzigern kam er nach Dresden, eröffnete dort eine Kanzlei und lebt seitdem ruhig auf dem Land nahe der Großstadt. Kontakt zu Muslimen hat er kaum, schlechte Erfahrungen mit ihnen hat er persönlich ebenfalls nicht gemacht. Aber er hat Heinz Buschkowskys Buch „Neukölln ist überall“ gelesen. Und er ist schon gespannt auf Michel Houellebecqs Zukunftsvision „Unterwerfung“, den Roman, in dem ein radikaler Islam Frankreich dominiert. Roth beobachtet, dass in seinem direkten Umfeld Flüchtlingsheime eröffnet werden, während das Geld für die Sanierung von Schulen fehlt. Ihm erscheint das unverhältnismäßig.

Pegida heißt Protest, nicht Lösung

Seit dem 20. Oktober 2014 protestieren „Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“. Was mit einigen hundert Demonstranten begann, zog zuletzt mehr als 30.000 Menschen aus ganz Deutschland allein in Dresden auf die Straße – und dazu zehntausende Gegendemonstranten deutschlandweit. Ableger von Pegida gibt es unter anderem in Bonn, Kassel, Düsseldorf, Berlin, Leipzig und Köln. Lange Zeit entstanden im Wochentakt neue Protestgruppen, zuletzt sogar im Ausland. Die Forderungen der sogenannten Patrioten sind in 19 Thesen zusammengefasst, die zum großen Teil klingen, als könnten sie aus dem Parteistatut der Alternative für Deutschland stammen. Pegida will die Aufnahme von Flüchtlingen, allerdings nur unter der Bedingung einer starken Reglementierung. Die Bewegung fordert eine Integrationspflicht und eine Null-Toleranz-Politik bei Asylbewerbern und Migranten. Immer wieder hebt das Grundlagenpapier auf den Islam ab: Es fordert Widerstand gegen Frauenfeinde, Gewalt, Hassprediger, Parallelgesellschaften und religiös-politische Ideologie. Und die Förderung der sexuellen Selbstbestimmung, der christlich-jüdischen Abendlandkultur und von Volksentscheiden. Darüber, wie das alles genau aussehen soll, schweigt die Bewegung sich aus. Darum sollen sich Merkel und Co kümmern. Die Pegida-Welt ist eine des Protests, nicht der Lösungen. Die Unterstützer werden nicht müde zu betonen, dass ihre Forderungen nicht rechtsradikal sind. Sie fühlen sich in der Öffentlichkeit falsch dargestellt, und das nicht ganz zu Unrecht, etwa wenn deutsche Zeitungen Karikaturen zeigen, auf denen die Pegidianer mit den Terroristen von Frankreich gleichgesetzt werden oder das Magazin Cicero sie mit Pädophilen vergleicht.

Am Montag nach dem Attentat auf die Redaktion der französischen Satirezeitschrift Charlie Hebdo kommen fast doppelt so viele Demonstranten zu Pegida nach Dresden wie in der Woche zuvor. Am kommenden Montag wird hier niemand laufen, der Marsch wird wegen Sicherheitsbedenken verboten sein. Heute aber hat die Bewegung zum Trauermarsch für die Opfer aufgerufen. Flaggen verschiedener Bundesländer, der Bundesre-

publik, aber auch unterschiedlicher Burschenschaften wehen im kalten Januarwind. Hier in Dresden demonstriert der Querschnitt der Gesellschaft: Jugendliche mit bunt gefärbten Haaren, Studenten mit randlosen Brillen und Smartphone in der Hand, Proleten mit Bierdose und Siegeskreuz-Mütze, Mütter, Väter, Omas, Opas. Zwischen den Flaggen und den Gedenktafeln für die ermordeten Franzosen werden auch Slogans in die Luft gereckt: „Islam = Karzinom“ steht da, oder „Ein Patriot muss immer bereit sein, sich gegen seine Regierung zur Wehr



Auf der Demonstration nach den Anschlägen von Paris skandieren die Teilnehmer „Lügenpresse“. Zugleich fordern sie auf Plakaten Pressefreiheit und gedenken der französischen Karikaturisten

zu setzen“. Ein weiteres Plakat zeigt die Gesichter der Pariser Karikaturisten. Darunter steht: „Opfer der Fairständnis-Presse“. Gleich daneben: Bilder geballter Fäuste, die Bleistifte umfassen. Dieser Dualismus ist hier allgegenwärtig. Schmähkritik an den Medien wird begleitet von Pressefreiheitsforderungen. Journalisten, die hier Block und Stift zücken, werden argwöhnisch beäugt oder sogar angepöbelt: „Die muss man einfach ansputzen“, sagt einer. „Lügenpresse“, das Unwort des Jahres 2014, brüllen Tausende im Chor. Ein Demonstrant hält dem anderen pantomimisch ein Mikrofon unter die Nase: „Sind Sie eigentlich rechts?“, fragt er in gespielterm Reporterton. Der immer wieder öffentlich geäußerte Vorwurf, Pegida werde von Rechten gelenkt, erscheint den Mitläufern als Witz. Die Organisatoren, unter ihnen ist damals noch Lutz Bachmann, der unterdessen wegen eines Hitlerbildes bei Facebook zurücktreten musste, peitschen die Masse zusätzlich auf, indem sie Journalisten als „staatstreue Nichtsnutze“ beschimpfen. Den Sänger Roland Kaiser nennen sie „Volksverräter“ – ein Wort, das die National-

sozialisten erfanden –, weil er sich in der Vorwoche öffentlich gegen Pegida gestellt hat.

Die AfD läuft mit

Auch Hartmut Roth ist an diesem Montag dabei. Wie viele andere trägt er Schwarz. Den breitkrempigen Hut auf dem Kopf, trifft er schon auf dem Weg zum Versammlungsort die ersten Bekannten: Kollegen aus der Alternative für Deutschland (AfD). 2013 ist er in die Partei eingetreten, engagiert sich seitdem kommunalpolitisch. Von 1972 bis 2008 war er eher inaktives Mitglied der CDU. Als diese ihm zu stark nach links rückte, trat er aus. Besonders stört ihn eine „neue Familienpolitik“ der Union. „Ich bin aufgewachsen in einer Zeit, in der drei Kinder zu haben normal war“, sagt er. Eine Frau, die heute zu Hause bleibe, werde gleich als „Heimchen am Herd“ abgestempelt, auch in der Union. Das Betreuungsgeld? Für ihn nur ein „Feigenblatt“. In die AfD setzt er nun seine Hoffnung. „Die wird Bestand haben, nicht so wie die Piraten“, sagt er. Seine neuen Parteifreunde laufen ebenso regelmäßig bei Pegida mit wie er. „Das Demonstrieren soll bewirken, dass die Politik sich der Probleme unseres Landes endlich annimmt“, sagt er. Wer hier mitläuft, fühlt sich ungehört, nicht ernst genommen, verlacht. Von Politik und Medien gleichermaßen.

Islamisierung, Pegida, AfD – das sind auch Themen der Frommen. Hartmut Roth fürchtet, dass er seinen Glauben angesichts eines erstarkenden Islam eines Tages nicht mehr frei wird le-

ben können. Er ist nicht der einzige Christ, der sich dem Protestmarsch angeschlossen hat. Jeder vierte gehört einer Kirche an. Und nicht nur an diesem Abend halten Demonstranten Pappkreuze in die Luft. Sie stehen für das Gedenken an die Ermordeten von Paris. Aber auch für den Erhalt einer christlichen Kultur. In den Vorwochen waren sogar Kreuze mit schwarz-rot-goldenem Anstrich auf den Straßen zu sehen. Die Kirchen stoßen sich nicht nur daran, sondern auch an Pegida selbst. Der Rats-



Michael Diener, Vorsitzender der Deutschen Evangelischen Allianz, findet: Christen sollten nicht bei Pegida mitlaufen

Foto: pro

Anzeige

2. Petrus 1,19:
Festhalten am zuverlässigen prophetischen Wort – es ist wie ein Licht am dunklen Ort.

Jetzt schon den Brückentag Himmelfahrt vormerken!

operated by
Bibel-Center.de
Breckerfeld
0 23 38-10 71

PROPHETICON
PROPHETIE-KONFERENZ 2015

Erleben Sie die nächste Propheticon!

Do. 14.05. – Sa. 16.05.2015
in der Jerusalem-Halle im
Bibel-Center Breckerfeld

Hochinteressante Vorträge von erfahrenen Referenten:
u. a. Dr. Mark Hitchcock, Dr. Randall Price,
Dr. Roger Liebi.

Weitere Infos plus Online-Anmeldung gibt's hier:

WWW.PROPHETICON.DE

vorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Heinrich Bedford-Strohm, nennt die Proteste „unerträglich“. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, äußert sich zurückhaltender, aber ebenfalls kritisch, wenn er sagt, es müsse sich schon jeder selbst „überlegen, hinter welchem Transparent er her läuft“. Der Bischof von Münster entzog einem Pfarrer die Predigtbefugnis, weil dieser bei einer der Anti-Islam-Demonstrationen eine Rede gehalten hatte.

Zuletzt kamen auch von der Deutschen Evangelischen Allianz scharfe Töne in Richtung Pegida. „Wir können als Christen unmöglich mit Rechtsextremen gemeinsam auf die Straße gehen“, mahnte der Vorsitzende Michael Diener, und weiter: „Ich glaube, dass Menschen, die halbwegs wach sind, bemerken müssten, wie schwierig es ist, Kreuze mit einer schwarz-rot-goldenen Umrandung durch die Nacht zu tragen.“ Das trifft Hartmut Roth: Denn Diener ist auch Vorsitzender des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, dem Dach für landeskirchliche Gemeinschaften wie die, in der sich Roth engagiert. „Das Kreuz sollte da draußen bleiben“, sagt auch Roth über die Demos. Das heiße aber noch lange nicht, dass Christen nicht dabei sein dürften. Er sieht sich sogar als in göttlichem Auftrag unterwegs: Um die Anliegen der Bewegung nach außen hin zu vertreten, aber auch für Gespräche zu werben. Hartmut Roth liegt viel am Dialog. Wenn die Politik sich darauf einlasse, da ist er überzeugt, nehme sie Pegida den Wind aus den Segeln. Solange sie es nicht tut, würden die Protestmärsche weiter wachsen. Wo sollen Islamkritiker auch sonst hin, in einer Welt, in der Islamkritik nicht geduldet ist? Zur AfD vielleicht noch. Auf die Frage, ob Jesus bei Pegida mitlaufen würde, antwortet Roth: „Nein, er würde wohl unparteiisch sein. Aber ich bin mir sicher, dass er mich versteht.“ ■

Leserreaktionen zu pro 6/2014



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Mit Flüchtlingen kann man kein Wahlprogramm machen“

Der Bericht spielt den Ball in die richtige Richtung. Denn erstens entscheidet sich eine gute Flüchtlingspolitik in der Tat vor allem daran, dass man die betroffenen Personen nicht alleine ihrem Schicksal überlässt, sondern ihnen wieder eine Perspektive gibt. (...) Und zweitens muss die Botschaft der Kirchen, wie es der CDU-Bundestagsabgeordnete Martin Patzelt treffend formuliert, viel eindeutiger sein, da man gerade als moralische Instanz erheblich an Glaubwürdigkeit verliert, wenn man etwa zu Plakaten wie im letzten ostdeutschen Wahlkampf schweigt, auf denen Populisten mit dem Satz für sich werben: „Wir sind nicht das Weltsozialamt.“ Weswegen sowohl die evangelischen als auch katholischen Repräsentanten hier eine besondere Verantwortung tragen, sich wesentlich stärker als bisher zu Wort zu melden, wie es Papst Franziskus bereits seit Längerem tut!

Rasmus Ph. Helt, Hamburg

Zu „Drei Fragen an Martin Dreyer“

Die Bibel zeigt ein anderes Bild von Ehe und Familie, zumal Gott durch die

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Jonathan Steinert.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 75

Schöpfung eine klare Grundlage für Ehe und Familie gelegt hat. Wer, wenn nicht wir als Christen, sollte dies auf biblischer Grundlage richtig leben? Die Familie als kleinste Zelle der Gesellschaft ist für die gesellschaftliche Entwicklung sehr wichtig. Leider wird die Familie heute politisch immer mehr demontiert und in Frage gestellt. Es ist hiermit keine Kritik an Ihnen als Redaktion von pro verbunden. Im Gegenteil, es ist vielleicht auch gut, dass solche Äußerungen von Ihnen aufgegriffen werden. Zeigt es doch, wie sich manch einer in extremer Weise dem Zeitgeist unterordnet und nicht Gottes Wort. Damit wird offenbar, wie manches in der Gegenwart verdreht wird und dazu noch christlich erscheinen soll! Es ist der Zeitgeist, der uns immer weiter abbringt von Gottes Wort.

Dieter Kuhlenkamp, Berlin

Zu „UFOs, Krebs und böse Banker“

Die wenig differenzierte Kritik am Kopp-Verlag und einigen seiner Autoren hat mich sehr verärgert. Zwar bietet dieser Verlag allerhand Literatur und manche Meldung, die man durchaus für zweifelhaft halten mag. Kopp verlegt allerdings auch Autoren, die anderswo „in Ungnade gefallen“ oder „abgesägt worden“ sind. Udo Ulfkotte wird relativ einseitig als Verschwörungstheoretiker und damit als nicht recht ernstzunehmen dargestellt. Das wird ihm nicht gerecht. Und Ulfkottes aktuellstes Buch „Gekaufte Journalisten“ auf „ein Werk über von der CIA gekaufte Reporter“ zu verkürzen, lässt mich annehmen, daß Herr Breckner es nicht gelesen hat. Anderenfalls wüsste er, dass ein Schwerpunkt darauf liegt, dass viele führende deutsche Journalisten Mitglied in transatlantischen Lobbyorganisationen und damit alles andere als neutrale Berichterstatter sind. Dies haben auch andere Medien thematisiert. Erinnerung sei zudem an gewalttätige Zusammenstöße von Kurden, Jesiden und Moslems in deutschen Städten im Sommer 2014. Die Presse nannte das vorsichtig „importierte Konflikte“. Liest man dann nochmal Ulfkottes ältere Bücher, etwa „Der Krieg in unseren

Städten“, liegt der Schluss nicht fern, dass der Autor womöglich ein Prophet ist, der im eigenen Land nichts gilt, weil er sieht und sagt, was keiner hören möchte.

Claus Michael Schmidt, Dillenburg

Ich finde es schon erstaunlich, dass Sie anscheinend für sich beanspruchen auf einer Seite den Kopp-Verlag analysieren zu können. Leider lese ich darin auch nur Pauschalisierungen, Beschuldigungen, Verdächtigungen und Verleumdungen. Gründe und Beispiele bleiben Sie mir als Leser weitgehend schuldig. (...) Ich werde das Buch „Gekaufte Journalisten“ dank Ihrer Werbung dafür nun doch kaufen und mir meine eigene Meinung dazu machen. Haben Sie das Buch gelesen? Ich befürchte, nein.

Michael Mayer, Korntal-Münchingen

Dass bei Kopp sicher nicht alles geglaubt werden kann, ist unumstritten. Aber Sie als christliches Medienmagazin sollten sich etwas an der Bibel orientieren und nicht gleich in Ihrem Artikel verurteilen. Vielmehr sollten wir doch als engagierte Christen sagen: Prüfet aber alles und das Gute behaltet. Nur so können wir genau diesen Dingen begegnen, die Sie in Ihrem Bericht ansprechen.

Markus Frank, per E-Mail

Zu „Kein Reli ohne Kirche“

Mitglieder der freikirchlichen Gemeinden, die der ACK angehören, können nach Teilnahme an einer landeskirchlichen Vokationsfreizeit in und von ihrer Heimatgemeinde voziert werden und vollberechtigt evangelischen Religionsunterricht in den Ländern der genannten Landeskirchen erteilen. Leider haben viele – wenn nicht die meisten – Lehrer aus unseren Gemeinden davon keinen Gebrauch gemacht. Somit ist der Rechtsstand in Vergessenheit geraten, zumal auch in unseren Kirchenleitungen nach Untergang der gemeinsamen Lehrerarbeitsgemeinschaft das Wissen um unsere Rechte auf diesem Felde verlorengegangen zu sein scheint.

Klaus Schilbach, Krefeld



Foto: Aurelien Guichard, flickr (CC BY-NC 2.0)

Verantwortungsvolle Kritiker kennen den Unterschied zwischen Humor und Häme und wer selbstbewusst ist, kann auch über sich lachen. Wenn aber Karikaturen zu gewaltsamen Aggressionen führen wie bei der Satirezeitschrift Charlie Hebdo, ist etwas schief gelaufen

Wo sind die Grenzen des Humors?

Nach den Attentaten von Paris ist eine Debatte über das Verhältnis von Religion und Humor entbrannt. Das Christentum kann lachen – auch über sich selbst. Freiheit ist wichtig, aber Respekt auch. | **VON WOLFRAM WEIMER**

Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Philosophie ist, wenn man trotzdem denkt. Religion ist, wenn man trotzdem stirbt. Was aber ist, wenn man lacht, weil man denkt, dass man stirbt? Religion und Humor sind eigentlich uralte Brüder. Zurzeit aber werden sie getrennt gefangen gehalten, in Kerkern religiöser Fundamentalisten und politisch Korrekter.

Das grausame Attentat auf französische Karikaturisten hat eine uralte Debatte um

das Verhältnis von Religion und Humor wiederbelebt. Ist nicht die Welt der Religion die natürliche Sphäre des heiligen Ernstes? Auf den ersten Blick sehr wohl. Auf den zweiten Blick aber ist der Humor auch eine Pforte zur Metaphysik. Christliche Philosophen und Theologen sehen im Kategorienwechsel des Witzes seit jeher auch eine „Signatur des Transzendenten“ (Peter Berger). Man erkennt zuweilen den existenziellen Charakter des Humors (Ephraim Kishon: „Man kann

nur als Satiriker überleben. Das Leben ist von Grund auf absurd“) oder den humoristischen Charakter der Existenz (für Friedrich Dürrenmatt barg die Begegnung zwischen Gott und Mensch eine Fülle von Missverständnissen, „darin liegt eine Menge herrlichster Komik“). Oft wirkt die Tröstung des Humors wie eine uralte Melodie. Bei Dietrich Bonhoeffer etwa, der aus dem Gefängnis schrieb, dass Humor den christlichen Glauben in der Not wässere wie eine Blume. Alfred Delp, ein katholischer Priester, der ebenfalls von den Nazis hingerichtet wurde, machte auf dem Weg zur Hinrichtung in der besten Tradition des christlichen Martyriums einen Scherz: Er fragte den ihn begleitenden Pfarrer nach den letzten Neuigkeiten von der Front und sagte dann: „In einer halben Stunde weiß ich mehr als Sie.“

Jedenfalls entzieht der Humor den Menschen für eine Weile dem Diktat der Macht und öffnet ihm ein spezielles Terrain der Freiheit. Darum kann bekanntlich die Komik der öffentlichen Ordnung – vor allem in Diktaturen – gefährlich werden. Ein guter Witz, eine gute Karikatur entlarven Machthaber unmittelbarer als gelehrte Schriften, sagen mitunter mehr über die gesellschaftliche Realität

aus als sozialwissenschaftliche Abhandlungen. „Gott aber lachte“, unter diesem Titel hielt der Jesuit Mario von Galli 1935 legendäre Predigten im Dritten Reich. Die Nazis erteilten ihm Redeverbot, Galli floh ins Schweizer Exil und predigte weiter – frohgemut. Schließlich habe Jesus keine Drohbotschaft verkündet, sondern „die Frohbotschaft“ schlechthin. Er reiht sich damit in eine uralte christliche Tradition ein, wonach im Humor die Nachklänge des Paradieses geblieben seien. „Lacht!“, forderte auch Karl Rahner, „denn dieses Lachen ist ein Bekenntnis, dass ihr Menschen seid“. Helmut Thielicke meint gar: „Der christliche Humor lebt nicht von einer selbst errungenen Distanz zur Welt, aus der er das Weltgetriebe zu belächeln vermag, sondern er lebt von einer Botschaft, in deren Namen er zur Freiheit des Lächelns ermächtigt ist.“

Man muss nicht so weit gehen wie Kierkegaard, der im Humor die letzte essenzielle Stufe vor dem Glauben erkannte. Aber die systematische Nähe der Komik zur religiösen Sphäre könnte im 21. Jahrhundert noch wichtig werden. Denn im Kampf der Kulturen geht es zutiefst um just die Frage, wer zuletzt lacht. In der griechischen Götterwelt, in der jüdischen Kulturtradition, im christlichen Osterlachen ist der Humor identitätsstiftend. Vom homerischen, dem unauslöschlichen Lachen bis zu den Scherzen des Zeus zieht sich die Spur des Komischen durch unsere ältesten Erzählungen. Ein Grundmotiv der religiösen Selbstdefinition ist das Bild vom lachenden Zuschauer Zeus, vor dem das Menschengeschlecht eine ewige Komödie spielt.

Die Aufklärung und Liberalität des Abendlandes basiert daher auf der Fähigkeit, über sich selber lachen zu können. Für die jüdisch-christliche Kultur ist der Humor eine Seelenhaltung der Überwindung. Die Überwindung besteht darin, dass er die Welt relativiert, ohne sie zu verachten. Gerade die Sicherheit in der Differenzierung zwischen Letztem und Vorletztem zeichnet das Abendland aus.

Nun haben aber moderne Karikaturisten mit solcherlei Humor zu religiösen Themen zusehends Schwierigkeiten. Das Attentat von Paris ist nur das historische Fanal eines größeren Prozesses wachsender Vorbehalte und Unduldsamkeit – vor allem im islamischen Raum. Unter dem Signum „Verletzung religiöser Gefühle“ werden die Freiheitsräume künstle-

rischer und journalistischer Ausdrucksformen Monat für Monat enger gemacht.

Wenn aber die Narren keine Spiegel mehr hochhalten dürfen, dann droht eine schleichende Selbstzensur, die sich in Kultur und Medien langfristig ausbreiten wird, letztlich ein Triumph totalitärer Haltungen. Schon nach den Auseinandersetzungen um die dänischen Mohammed-Karikaturen sind Medien und Kultur stillschweigend dazu übergegangen, manch heißes Eisen lieber nicht mehr anzufassen. Es werden zusehends unangenehme Themen tabuisiert. Die Fundamentalisten werden am Ende eben doch die Koordinaten dafür verschieben, was angeblich religiöse Gefühle verletzen könnte. Europas große Freiheit wird in kleine Korrektheit zerlegt. Eine Religion und eine Kultur, die das Lachen und die Kritik nicht mehr ertragen können, verlieren ihre Integrität.

Umgekehrt gilt aber auch, dass der Journalismus, die Karikaturisten, die Narren im Gewand des Humors nicht nutzen, um schiere Bösartigkeiten zu verbreiten. Und unter dem Banner der Pressefreiheit ist nicht jede Erniedrigung von Glaubensdingen gerechtfertigt. Das aufgeklärte Publikum hat aber ein feines Sensorium für den Unterschied zwischen humorvoller Kritik und billiger Häme. Dieser Sensus für den Unterschied basiert auf einer Kerntugend: Respekt. Ihn einzufordern ist darum kein Plädoyer für die Zensur. Sondern ein Instrument für die Aufrechterhaltung dialogischer Kultur.

Nicht zuletzt von Jesus kann man da lernen. Denn er pflegte eine besondere Variante des sprachlichen Humors: das karikierende Sprechen. Jesus sagte nicht etwa „hört alle her“, sondern „wer Ohren hat, der höre“ – oder „was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, und den Balken in deinem Auge siehst du nicht“. Jesus überzieht den Rahmen bewusst ins Unmögliche, die besondere Qualität der Sprache triumphiert über die Möglichkeit des Wirklichen. Auch wenn Jesus zu den Pharisäern sagt, „ihr zieht die Mücke heraus und verschluckt das Kamel“, wird seine Meinung deutlich – „peinlich kümmert ihr euch um Kleinigkeiten, aber wo es darauf ankommt, darum kümmert ihr euch nicht ...“ Deutliche Botschaft, karikaturhafte Übertreibung und Kritik. Aber dennoch Respekt vor dem anderen und seinem Glauben. Nicht schlecht als Maßstab für uns Kritiker. ■

Open Doors Tag
Glaube. Hoffnung. Liebe!
4.-5. Juli 2015
dm-arena Karlsruhe

1955-2015 FILM

60 Jahre
Im Dienst verfolgter Christen

1955-2015

Open Doors
Im Dienst der verfolgten Christen weltweit
www.opendoors.de/60jahre

Open Doors Deutschland
Postfach 1142 · 65761 Kelkheim
T 061 95 / 6767-0 · E info@opendoors.de

Liebe statt Spott

Alain Auderset ist Cartoonist – und Christ. Nur Gott zeichnet er nicht. | VON NICOLAI FRANZ

Wenn er Gott aufs Papier bringen soll, macht Auderset das symbolisch: als Lichtstrahl, als Hand. Gott, der Vater, sei viel zu groß, um ihn darstellen zu können, sagt der Künstler aus der französischen Schweiz. „Ich habe zu viel Respekt vor ihm.“ Anders sieht Auderset es bei Gottes Sohn: „Jesus ist auf die Erde gekommen. Er hat eine menschliche Gestalt angenommen, um uns näher zu kommen.“ Daher hat er keine Probleme, Jesus zu zeichnen.

„Der Barmherzige ist mit unserer Arbeit bestimmt zufrieden.“ Diese Zeichnung war Audersets Reaktion auf die Terroranschläge von Paris. Auf ironische Weise illustriert der Cartoonist damit die brutale Verdretheit der islamistischen Attentäter: Wer Andersgläubige ermordet, hat entweder keinen barmherzigen Gott – oder er hat Gott nicht richtig verstanden



Foto: Alain Auderset/auderset.com



Alain Auderset ist Autor mehrerer christlicher Comicbücher

Foto: Fabian Untermährer

Ob man über alles und jeden lachen dürfte, wird der Künstler vom französischen Radiosender PhareFM nach dem Attentat auf die Redaktion des französischen Satiremagazins Charlie Hebdo gefragt. Ja, in einer Demokratie sei das erlaubt. Doch nicht alles, was erlaubt ist, sei auch gut.

„Ich würde mich zum Beispiel nie über meine Mutter lustig machen. Weil ich sie liebe. Auch über Gott würde ich mich

nicht lustig machen. Weil ich ihn liebe.“ Wenn nichtgläubige Satiriker Gott nicht liebten und ihn daher verspotteten, sei das deren Problem, nicht seines.

Auderset geht es im Gegensatz zu manchen seiner Kollegen nicht um den schnellen Lacher um jeden Preis. Er möchte, dass die Menschen beginnen, über ihr Leben nachzudenken: „Ich will ihnen sagen, dass Gott sie liebt.“ ■

Wer wirft den ersten Stein?

Journalisten brauchen eine spitze Feder und sie müssen provozieren können. Dabei gibt es aber Grenzen. | VON BIRGIT KELLE

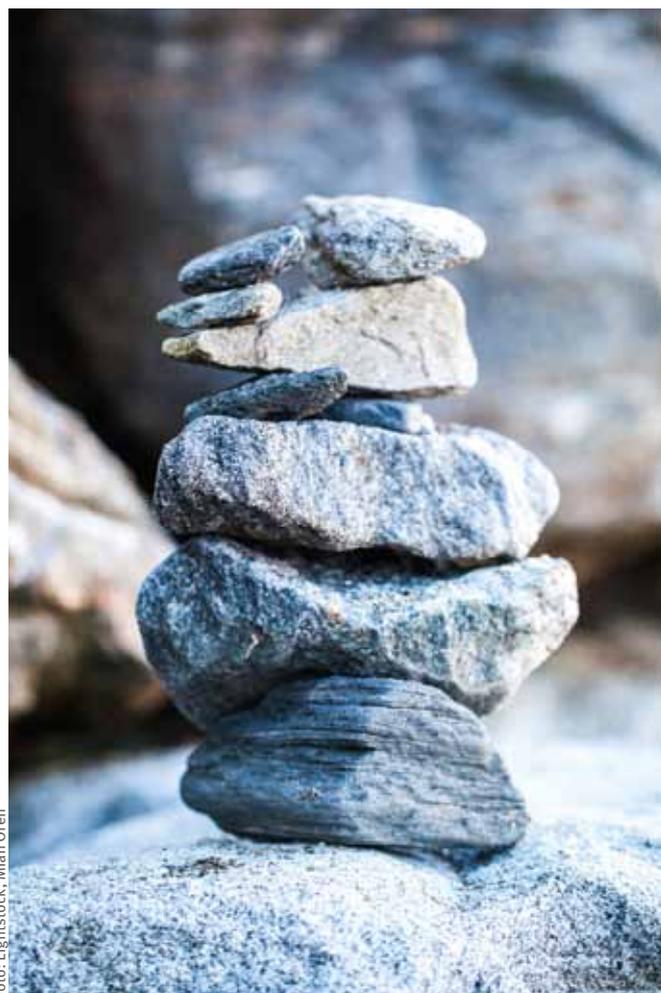


Foto: Lightstock, Miah Oren

Wer Worte wie Steine auf andere wirft, sollte wissen: Steine können verletzen. Aber aus Steinen lassen sich auch Kunstwerke bauen

Wer austellt, muss auch einstecken können. Das ist eine der ersten Lektionen, die man als Journalistin lernt, wenn man sich in das Terrain der Kommentatoren begeben. Ich schreibe ja nicht nur Fakten auf. Ich bewerte, ich urteile, manchmal verurteile ich. Ich mache mich lustig, ich mache lächerlich und manchmal bin ich wütend angesichts der aktuellen Politik und Ereignisse, über die ich schreibe. Was einen da manchmal als Reaktion erwartet als Journalist, ist nicht immer schön. Wer seinen Kopf rausstreckt, der gibt ihn auch preis. Gegenkommentare, Beschimpfungen, Beleidigungen, manchmal auch subtile Drohungen sind die Folge. Neudeutsch nennt es sich im Bereich der Online-Medien ein „Shitstorm“, der sich über einem ergießen kann, wenn man offen seine Mei-

nung für alle lesbar mitteilt. Ich bin oft nicht zimperlich, eine spitze Feder liegt mir. Ich mag den offenen Diskurs, die Diskussion. Gerne auf hohem Niveau, die Reaktionen halten dieses nicht immer.

Das erste Mal, dass ich über meine spitze Feder nachdachte und darüber, ob und wie sich das mit meinem christlichen Glauben verträgt, öffentlich über andere Menschen zu urteilen, geschah in einer Trauermesse für einen verstorbenen Journalistenkollegen. Er war überzeugter Katholik und der Priester predigte über die besondere Verantwortung, die gerade Christen in diesem Metier haben. Es hat mich nachdenklich zurückgelassen. Wie bekommen wir das zusammen auf einem Blatt Papier – die christliche Nächstenliebe, den Auftrag zur Versöhnung, die Verpflichtung zu Wahrheit und dazu das eigene Ego? Darf ich als Christin immer noch genauso spitz formulieren wie als Nichtchristin? Mit diesen Fragen ging ich nach Hause und seither sind sie immer im Hinterkopf, wenn ich mich wieder dransetze, um gegen die Politik, die Ungerechtigkeiten der Welt und die schuldigen Akteure anzuschreiben. „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein“ – diese Verse zur Ehebrecherin aus dem Johannesevangelium (8,1-11) begleiten mich als ständige



Birgit Kelle, Jahrgang 1975, verheiratet, Mutter von vier Kindern, arbeitet als freie Journalistin und Buch-Autorin. Sie ist Kolumnistin beim Debattenmagazin *The European*. Ende Februar 2015 erscheint ihr zweites Buch „Gendergaga“

Mahnung. Denn wie einfach ist es doch, wenn man sich selbst bei den „Guten“ wähnt. Doch bin ich wirklich auf der Seite der Guten? Bin ich besser, moralisch höher stehend als andere, nur weil ich mal in einer Sache Recht habe und der andere falsch liegt?

Seither halte ich immer mal kurz inne, wenn ich gerade wieder den ersten Stein in der Hand halte. Vor gut zwei Jahren ertrank ich gerade in meinem ersten richtigen Shitstorm als Journalistin. In der Sendung „Hart aber fair“ hatte ich mich einst gegen ein Adoptionsrecht für Homosexuelle und gegen die Gleichstellung der sogenannten „Homoehe“ mit der Ehe von Mann und Frau positioniert. Die damaligen Kommentare zu meiner Person sind hier kaum zitierbar, weil derart vulgär. Höhepunkt war die Äußerung eines Kollegen vom WDR, der mich bei Twitter als Hexe bezeichnete, die man verbrennen müsse. Viele meiner Unterstützer forderten den Kopf dieses jungen Journalisten, die ersten Zeitungen riefen an und wollten die Geschichte drucken. Viele hatten den ersten Stein schon geworfen. Und dann fiel mir wieder die Mahnung ein: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein“. Anstatt also meinen Anwalt in Bewegung zu setzen und auf die Anfragen der Medien zu reagieren, habe ich mit dem jungen Kollegen Kaffee getrunken. Anschließend wollte er mich nicht mehr verbrennen lassen und ich habe verstanden, dass es für persönlich Betroffene manchmal nicht einfach ist. Und danach konnten wir beide unsere Steine wieder beiseitelegen. ■

Foto: Kersin Pukall

Eine Auszeichnung reiht sich an die andere, im Büro von Erfolgs-Produzent Nico Hofmann

„Sie können nach dem Zeitgeist keine Filme machen“



Fotos: UFA FICTION



Nico Hofmanns bisher aufwändigste Produktion: „Unsere Mütter, unsere Väter“ (oben rechts). Ebenfalls unter Hofmanns Fittichen entstanden: „Bornholmer Straße“ (links oben), „Ich bin dann mal weg“ (links), „Bis nichts mehr bleibt“ (rechts)

Eine ganze Wand voll Auszeichnungen ziert das Büro von Erfolgs-Produzent Nico Hofmann. Bei einem Besuch in Babelsberg hat pro mit ihm darüber gesprochen, wie sein christliches Weltbild seine Filme beeinflusst und warum er beim Weihnachts-Krippenspiel fast eingegriffen hätte. | **DIE FRAGEN STELLTE STEFANIE RAMSPERGER**

pro: Herr Hofmann, welche Filme schauen Sie sich gerne an?
 Nico Hofmann: Ich schaue mir vieles an. Ich kann mir gar nicht erlauben, das nicht zu tun. Das hat zum einen mit meiner generellen Neugierde und zum anderen mit Konkurrenzbeobachtung zu tun.

Und gibt es irgendetwas, das Ihnen besonders gut gefällt?
 Ich bin ein sehr großer Fan von tollen Schauspielern wie Iris Berben, Nadja Uhl oder Matthias Brandt. Überhaupt ist deutsches Fernsehen besser, als es gemeinhin geschrieben wird. Ich entdecke jede Woche eine Perle.

Sie haben Ihr Büro mit Ihren Auszeichnungen dekoriert, darunter drei Bambis. Was bedeuten Ihnen die Preise?
 Ich bin stolz auf diese Anerkennungen meiner Arbeit. Von ganz besonderer Bedeutung ist der International Emmy, den wir für „Unsere Mütter, unsere Väter“ gewonnen haben, direkt zwei

Wochen nach der Bambi-Verleihung. Wir haben ein extrem erfolgreiches Jahr hinter uns.

Wenn Sie einen Film produzieren, inwiefern spielt dann Ihr christlicher Glaube eine Rolle?

Ich lege ein gewisses Menschenbild zugrunde, das mit meiner christlichen Verantwortung zu tun hat. Wenn ich Filme gestalte, gibt es für mich geschmackliche Grenzen, auch im Gewaltbereich, Grenzen in der Darstellung von Menschen im Film. Wir haben zum Beispiel bei „Nackt unter Wölfen“ mit dem Jugendschutz des MDR viele differenzierte Diskussionen über Gewaltszenen im Konzentrationslager Buchenwald geführt: Was kann man zeigen, ohne dass es voyeuristisch wird? Das war eine ganz essentielle Debatte, in der es durchaus um ein christliches Menschenbild ging und um die Frage: Warum macht man einen solchen Film? Von daher taucht der Glaube in meinem Berufsbild immer wieder auf.

Sie haben einmal gesagt: „Ich bete jeden Tag.“

Ich bete in der Tat jeden Tag und ich habe auch eine christliche Erziehung genossen. Ich komme aus einem sehr religiösen Haushalt, meine Mutter ist überzeugte Protestantin und ich habe früher Jugendarbeit in der Markusgemeinde in Mannheim geleistet. Der Glaube hat für mich viel mit innerer Einkehr zu tun. Dabei kommt es auch darauf an, wie man betet. Das Gebet als heruntergehaspelt Vaterunser hat wenig Erfüllung. Man merkt einfach in der Gemeinde, ob der Gottesdienst eine Litanei ist, deren Worte eigentlich keiner mehr versteht. Oder eben ein Innehalten und ein Ruhepunkt, um zu einem Dialog mit Gott zu kommen. Das Gebet ist Dialog.

Was halten Sie von christlichen Sendungen?

Ich habe viele davon gesehen, besonders in Amerika. Gottesdienste sind dort wirklich teilweise eine Megashow. Ich finde es abenteuerlich, es berührt mich gar nicht. Ich empfund diese Bibelkanäle zum Einschlafen langweilig.

Was könnte man besser machen?

Ich finde schon den ganzen Ansatz absurd. Ein christliches Weltbild manifestiert sich nicht in monothematischen Beiträgen.

In Hollywood galt das vergangene Jahr als das der Bibel-filme, mit Produktionen wie „Exodus“ oder „Noah“. Was halten Sie von diesen Werken?

Ich fand „Exodus“ schwierig, extrem bildgewaltig. Klar, der Film ist für ein Massenpublikum gemacht. Er rangiert bei mir im Bereich der historischen Monumental-Epik-Filme und hat weniger mit einer Glaubens- oder Gottesbeziehung zu tun.

Ein religiöser Film, der mich wirklich berührt hat, war Pasolinis Werk über Jesus Christus und seine Passion. Der Film rührt mich heute noch an, obwohl er mittlerweile mehrere Jahrzehnte alt ist.

Wäre es auch für Sie interessant, mal einen biblischen Stoff zu verfilmen?

Ich bräuchte einen starken Ansatz. Und der würde ganz sicher sehr in Richtung der Pasolini-Arbeit gehen, denn die ist extrem authentisch. Der Film hat eine unheimliche Kraft und diese Kraft kommt aus dem Schmerz. Viele Hollywood-Filme sind für mich verkitschte Abklatschnummern. Das ist nicht meine Wellenlänge.

Das religiöse Setting, sei es im Kloster oder personifiziert durch einen Pfarrer, ist im deutschen Fernsehen sehr beliebt. Woher kommt das?

Es gibt eine Faszination am Glauben und besonders an der Katholischen Kirche, am Vatikan, mit allen Abseitigkeiten. Ich habe sieben Konzepte auf dem Tisch, die sich mit der Vatikanbank, Aufräumarbeiten im Vatikan und ähnlichen Themen beschäftigen. Alle großen Menschheitsmythen – Vergebung, Schuld, Sühne, alles, was sich in der Politik abspielt – bilden sich auch in der Kirche ab. Und das zieht Filmemacher magisch an.

Die Evangelische Kirche leidet zuweilen darunter, dass die Katholische Kirche immer stärker dargestellt wird. Muss sie sich um eine größere Fallhöhe und mehr Buntheit bemühen?

Hoffentlich nicht. Es gibt ja Gründe, warum ich nicht katholisch bin. Ich kann mit gewissen Weltbildern der Katholischen Kirche wenig anfangen. Ich finde die Evangelische Kirche in vielen Bereichen wesentlich offener. Die Schwierigkeit der Evangelischen Kirche ist es, die Balance zu halten zwischen einem tradierten Glaubensbegriff und einer wirklichen Besinnung in Glaubensfragen und allen neumodischen Aperçus, die man da so erleben kann. Gegen die habe ich gar nichts, aber manchmal rutscht mir der eigentliche Kern der Berührung weg. An Weihnachten war ich in einem evangelischen und in einem katholischen Gottesdienst. Der evangelische war sehr lustig, sehr jugendbetont. Die Konfirmanden haben ein Krippenspiel aufgeführt, teilweise völlig verkorkst, aber mit hohem Amusement. Der eigentliche Gottesdienst hatte aber überhaupt keine Tiefe, die Hälfte der Gemeinde empfand keinerlei Berührung. Der katholische Gottesdienst hat mich in den zentralen Glaubensmomenten der Heiligen Nacht wesentlich mehr eingefangen, obwohl es absolut nicht meine Welt ist.

Wie würden Sie denn so ein Weihnachts-Krippenspiel inszenieren?

Offen gestanden hat es mich wirklich gelockt, einzugreifen. Wenn mich jemand einlädt, bin ich gerne bereit, das Krippenspiel zu inszenieren.

Sie haben mit „Im Zweifel“ gerade einen Film produziert, der dieses Jahr ausgestrahlt wird. Darin kommt eine Pfarrerin vor, die nicht mehr weiß, was sie glauben soll.

Ja, dabei geht es um einen tragischen Unfall mit Fahrerflucht und die Pfarrerin verdächtigt den eigenen Mann, der Täter zu sein. Das Spannende an dem Drehbuch ist, dass in der Zweier-Beziehung zwischen der Pfarrerin und ihrem Mann die Frage nach dem Vertrauen gestellt wird. Es geht um das tiefste mögliche Vertrauen und damit auch um den Glauben an den Anderen. Diesen Konflikt in einem religiösen Milieu anzusiedeln, fanden wir spannend, weil die Hauptfigur ständig ihren eigenen Beruf mitreflektieren muss. Sie müsste als Pastorin eigentlich aufgefangen werden bei Gott und verliert ihren Vertrauensmoment in sich selbst.

Bei der Ernsthaftigkeit und Tiefe Ihres Anspruchs verwundert es, dass unter Ihren Fittichen „Jesus liebt mich“ entstanden ist. Warum haben Sie ausgerechnet diesen Film gemacht?

Mir hat das Drehbuch gefallen. Ich halte den Film auch für gelungen. Er war im Übrigen ein Erfolg und hat 600.000 Kinoszuschauer gebracht. Ich kann damit gut leben, weil mir sehr gefallen hat, wie Florian (Florian David Fitz, Anm. d. Red.) die Jesus-Figur angelegt hat.

Haben Sie Verständnis dafür, dass sich andere mit dem Film schwer tun?

Nicht wirklich, weil ich finde, dass der Film eine dermaßen komödiantische, satirische, fast märchenhafte Überhöhung hat. Diejenigen, die sich aufgeregt haben, hätten sich auch über das wunderbare Buch von David Safier aufregen dürfen. Hat aber keiner gemacht. Warum dann ausgerechnet der Film blasphemisch sein soll, weiß ich nicht, ich empfand es nicht so.

Vielleicht werden Filme einfach mehr wahrgenommen als Bücher. Sind Sie sich dieser Macht bewusst, da Sie ja doch die deutsche Vergangenheit ab Mitte des 20. Jahrhunderts filmisch aufgearbeitet haben?

Der Verantwortung bin ich mir ganz sicher bewusst. Von „Unser Mütter, unsere Väter“ haben insgesamt zehn Millionen Menschen zumindest einen der drei Teile gesehen. In Amerika und in Polen hat er große Diskussionen ausgelöst. Das ist relevant.

Und wie verhielt es sich mit dem Film „Der Rücktritt“?

Daran hat mich die Situation in Bellevue und die der Medien am meisten interessiert. Ich wollte wissen, wie sich diese beiden Systeme wie ein Dampfkessel permanent gegenseitig unter Druck setzen und wozu das dann menschlich führt.

Das war ein sehr journalistischer Film. Ist das ein Trend, ist in der Richtung noch mehr von Ihnen zu erwarten?

Nein, ich glaube nicht. Viele Zuschauer hatten erwartet, die allerletzten Interna aus der Ehe Wulff zu erfahren. Das hat mich erschüttert. Weil das genau das Gegenteil von dem war, was ich machen wollte.

Das Publikum will meistens Skandale, das ist auch im Journalismus so. Stürzt sich der Journalismus heute mehr auf Skandale?

Wir befinden uns stärker denn je in einem durchlauferhitzten Gewerbe. Ich habe das Gefühl, dass die Pegelausschläge nach Verurteilung, nach Vorverurteilung, nach Emotion wesentlich höher gehen und dass sie wesentlich schneller kommen. Sie

verebben auch wieder schneller. Aber die Beschädigung, die manchmal ausgelöst wird, ist virulent. Das hat damit zu tun, dass sich der ganze Journalismus verändert hat. Er ist nicht unbedingt besser geworden. Viele Zeitungen leiden, weil die Zeit für Qualität schlichtweg nicht mehr da ist. Es gibt plötzlich einen absoluten Wettkampf zwischen dem Tempo im Internet und Qualitätsjournalismus, und diese Beschleunigungskurve nimmt immer weiter zu.

Wie wünschen Sie sich dann einen verantwortungsvollen Umgang der Medien mit aktuellen Ereignissen?

Zunächst mal Klarheit darüber, was man überhaupt auslösen will. Man braucht im Vorfeld eine Haltung. Genau wie beim Film: Warum will ich was wie machen?

Sie sind eigentlich gelernter Journalist und dann zum Film gewechselt. Warum?

Ich habe beim Mannheimer Morgen volontiert. Ich liebe Journalismus, ich komme aus einem journalistischen Haushalt und bin immer noch journalistisch geprägt. Ich habe zehn Tageszeitungen abonniert, ich bin ein völlig verrückter Zeitungsleser. Meine Filme haben immer einen starken Recherche-Charakter. Ich wäre auch garantiert Journalist geblieben, wenn die Verlockung des Films nicht noch größer gewesen wäre. Was ich jetzt im Moment mache, ist eine Verbindung aus beiden Berufen. Es gibt da für mich überhaupt keinen Widerspruch.

Was macht für Sie Relevanz aus?

Ich unterscheide sehr genau zwischen Zeitgeist und Relevanz, Sie können nach dem Zeitgeist keine Filme machen. Relevanz ist das, was hinter dem Zeitgeist übrig bleibt, was abseits davon eine tiefere Ebene hat. Sterbehilfe ist beispielsweise ein Thema von riesengroßer Relevanz. Denn es beschäftigt unglaublich viele Menschen, wie sie aus diesem Leben gehen.

„Man kann einen Film nicht marktgerecht machen. Er muss eine eigene Seele haben.“

Über relevante Fragen denkt auch Hape Kerkeling in seinem Bestseller „Ich bin dann mal weg“ nach. Sie haben ihn kürzlich gedreht. Geben Sie uns einen Ausblick, was wir von dem Film erwarten können?

Hape Kerkeling und ich haben unheimlich lange an dem Drehbuch gearbeitet, es ist sehr nah an der Vorlage. Es schildert, was mit Hape während seiner Pilgerwanderung passiert ist. Das war für ihn eine Art innerer Einkehr. Es ist übrigens unheimlich schwer, das in einen filmischen Rhythmus zu übersetzen. Wie komme ich zu einer Zwiesprache mit mir selbst und wie komme ich in eine Form von Einklang?

Braucht es zum Reformationsjubiläum 2017 auch einen neuen Luther-Film?

Wir bereiten den für das ZDF vor. Luther ist ganz zentral, auch in meinem Leben. Die Offenheit der Evangelischen Kirche ist ohne Luther überhaupt nicht denkbar. In unserem Film geht es um ein sehr modernes Lutherbild. Aber wir haben das Drehbuch noch nicht. Kai Hafemeister schreibt daran.

Herr Hofmann, vielen Dank für das Gespräch! ■



Foto: UFA FICTION (CC BY 3.0)

Nico Hofmann ist Produzent und Vorsitzender der Geschäftsführung von UFA Fiction. Der 55-jährige verantwortet neben vielen anderen Filmen wie „Stauffenberg“, „Der Medicus“, „Dschungelkind“ oder „Die Flucht“

Kampf ums Kloster

Eine Handvoll eigensinnige Nonnen und ein durchtriebener Bürgermeister locken seit 13 Jahren mehrere Millionen Zuschauer vor den Fernsehbildschirm. pro hat mit dem Produzenten der Erfolgsserie „Um Himmels Willen“ gesprochen, sich die ersten Folgen der neuen Staffel angeschaut und darin viel Nächstenliebe gefunden. | VON SWANHILD ZACHARIAS



Schwester Hanna und Bürgermeister Wöllner führen einen liebenswerten Dauerkonflikt in der ARD-Serie „Um Himmels Willen“

Eine zielstrebige Nonne, ihre drei Ordensschwwestern, ein mit allen Wassern gewaschener Bürgermeister und der ewige Streit um Kloster Kaltenthal – das ist der Stoff, aus dem seit 13 Jahren die ARD-Serie „Um Himmels Willen“ gestrickt wird. Außerdem zu nennen wären da noch eine gestrenge Mutter Oberin, die mit ihrer Assistentin in München residiert, ein etwas zu gutmütiger Bischof und die Sekretärin des Bürgermeisters, die sich regelmäßig auf die Seite der Nonnen und deren Kloster schlägt.

Leicht abgewandelt lässt sich in jeder Episode folgendes Muster erkennen: Bürgermeister Wolfgang Wöllner möchte Profit aus dem Kloster schlagen – natürlich immer zum Wohl der Gemeinde Kaltenthal und ganz besonders zu seinem eigenen. Schwester Hanna Jakobi, Leiterin von Kloster Kaltenthal, setzt sich dem zur Wehr und versucht mit allen Mitteln, ihr Heim und das ihrer Mitschwwestern vor des Bürgermeisters Geldgier zu retten. Nebenbei nimmt sie sich in jeder Folge eines in Not geratenen Menschen – oder Tieres – an. Mit ihren unkonventionellen Methoden durchkreuzt Schwester Hanna beinahe jedes Mal die Pläne des Bürgermeisters, praktiziert Nächstenliebe ohnegleichen und verhilft dem Guten zum Sieg.

Im Januar dieses Jahres startete die 14. Staffel der Serie. So richtig erklären, warum „Um Himmels Willen“ auch in der 170. Folge noch so erfolgreich ist, kann Produzent Jochen Zachay nicht. Auf die Frage nach dem Erfolg lacht er erst einmal und sagt dann: „Das ist eine gute Frage. Ich glaube, wenn die anderen das wüssten, würden sie uns das nachmachen.“ Eine Erklärung versucht er dann aber doch und spricht von „großartigen Schauspielern“, einem „großartigen Autor“ und „auf sympathische Art geführten Kabbeleien zwischen den Nonnen und dem Bürgermeister“. Es sei wahrscheinlich das Gesamtpaket, das die Zuschauer immer wieder vor den Fernseher lockt.

Dass es in der Serie im weitesten und manchmal auch im engeren Sinne um sozialdiakonische oder kirchliche Themen geht, ist für Zachay selbstverständlich. Schließlich drehe sich die ganze Serie rund um das Leben der Nonnen. „Wir legen viel Wert darauf, dass die Nonnen in ihrem Wertesystem bleiben, Werte vermitteln und eine gewisse Verlässlichkeit haben“, sagt er. Auch, wenn man die Figuren nicht eins zu eins auf reale Ordensschwwestern übertragen könne. „Dafür müssen wir dann doch Unterhaltsames abliefern.“

„Schwein gehabt“

Als Beispiele für kirchliche oder christliche Themen kündigt der Produzent eine Folge der aktuellen Staffel an, in der es um einen homosexuellen evangelischen Pfarrer gehen werde und die unterschiedlichen Haltungen der einzelnen Figuren zu dem Thema. Eine andere Episode werde der Frage nachgehen, ob eine junge Frau Novizin werden darf, wenn sie zuvor bei der Bundeswehr tätig war. Die Bandbreite der Themen sei aber groß, sagt Zachay. Das stimmt. Eine aktuelle Folge handelt zum Beispiel von einem kleinen, autistischen Jungen, der sein Schwein, das ihm als Therapieschwein dient, nicht behalten darf. Natürlich überzeugt Schwester Hanna am Ende Eltern und Nachbarn von



Ganz groß in Sachen soziales Engagement: Die Nonnen von Kloster Kaltenthal

Fotos: Barbara Bauriedl, ARD

Schwester Hanna hilft gern. Geistliche
Tiefe vermittelt sie dagegen eher weniger

der Notwendigkeit des Hausschweins, und das Tier darf bleiben. Manche Folgen seien dramatischer, andere unterhaltsamer, sagt Zachay. „Letztendlich ist es ein guter Mix aus unterschiedlichsten Themen, manche mit einer gesellschaftlichen Relevanz.“

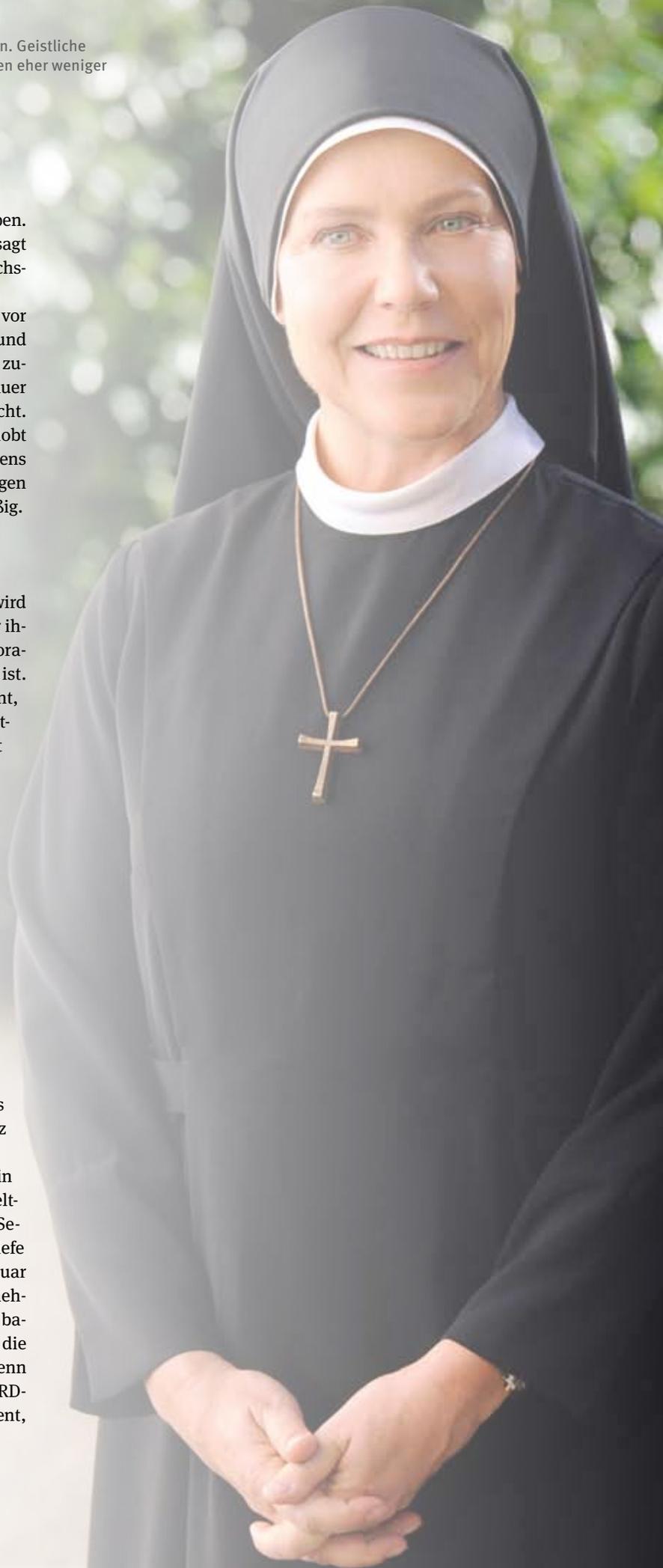
Als Vertreter des Christlichen in der Serie nennt Zachay vor allem Schwester Hanna: „Sie soll Vorbildcharakter haben und steht im Prinzip für christliche Werte.“ An christlichen – zu meist katholischen – Redewendungen, die für den Zuschauer aber leider oft als Floskeln überkommen, fehlt es zudem nicht. So grüßen sich Nonnen, Oberin und Bischof stets mit „Gelobt sei Jesus Christus!“ – „In Ewigkeit. Amen.“ Das wirkt spätestens nach dem dritten Mal wie eine Parodie. Auch Redewendungen wie „Die Wege des Herrn ...“ benutzen die Nonnen regelmäßig.

Weder heilig noch scheinheilig

An geistlicher Tiefe mangelt es dagegen durchaus. Gebetet wird zwar. Vor allem dann, wenn sich Schwester Hanna mit einer ihrer Unternehmungen wieder einmal in einer für Nonnen moralisch nicht ganz vertretbaren Grauzone befindet oder in Not ist. Das Gebet vorm Kreuzifix, das häufig mit „Ach Herr ...“ beginnt, kommt dann aber oft einer Rechtfertigung gleich. Echte Gottesnähe vermittelt die Serie nicht. Die Bestätigung für nicht ganz einwandfreie Methoden findet sich meistens darin, dass diese letztendlich ja eine gute Sache bezwecken. Das wiederum dient zwar der Unterhaltung und zaubert dem einen oder anderen Zuschauer ein Schmunzeln ins Gesicht, „Vorbildcharakter“ hat die Figur der Schwester Hanna in diesen Momenten aber nicht. Die überzeugten Christen unter den Zuschauern mag es zudem stören, dass Gott als alles abnickender und stillschweigender Zuhörer erscheint.

Zachay betont aber auch, dass die Figuren „keine Heiligen und auch keine Scheinheiligen“ darstellen sollen. „Es sind Menschen, die Vorzüge und Fehler haben und die sich mit einem Augenzwinkern auch selbst reflektieren können“, sagt er. Im weitesten Sinne lassen sich so auch die manchmal etwas speziellen Gebete interpretieren, oder dass es auch die Nonnen mit der Ehrlichkeit ab und an nicht ganz so genau nehmen.

Zwischen dem Bürgermeister und den Nonnen herrsche ein „sehr schönes Spannungsfeld zwischen christlich und weltlich“, fasst der Produzent den Reiz zusammen, den die Serie für ihn ausmacht. Die Geschichten böten „zum einen Tiefe und zum anderen Anlass zum Schmunzeln“. Seit Mitte Januar können sich rund sechs Millionen Zuschauer wieder mitnehmen lassen in diese Geschichten rund um ein idyllisches, bayerisches Kloster, in dem christliche Nächstenliebe selbst die größten Halunken meistens zur Umkehr bewegt. Und wenn nicht, dann siegt zumindest Gut über Böse. Nette und ARD-konforme Unterhaltung mit sozialdiakonischem Engagement, an dem sich niemand stößt. ■



Die Brückenbauer

Seit 35 Jahren berichtet ideaSpektrum aus der evangelikalen Welt. Das wöchentlich erscheinende Heft bietet damit eine Ergänzung zum kirchlich-liberalen Spektrum im Blätterwald. Wir haben idea-Leiter Helmut Matthies gebeten, dazu ein paar freche Fragen zu beantworten. | **VON JOHANNES WEIL**

Die Zeitschrift ideaSpektrum entstand 1979, nachdem Repräsentanten aus Landes- und Freikirchen die Nachrichtenagentur idea schon 1970 gegründet hatten. Ihr Ziel ist es, christlichen Botschaften in den Medien einen höheren Stellenwert einzuräumen.

ideaSpektrum berichtet über Ereignisse und Entwicklungen in der evangelischen Welt, die für das Christsein bedeutsam sind. Als verbindendes Element möchte idea nach eigenen Angaben eine Brücke bauen zwischen Christen verschiedener Prägungen. ideaSpektrum wirbt damit, das mittlerweile auflagenstärkste überregionale evangelische Wochenmagazin im deutschsprachigen Bereich zu sein.

Neben einem großen überregionalen Nachrichtenteil gibt es immer wieder Reportagen, Filmrezensionen, eine Pro- und Kontra-Rubrik mit Streitfragen aus der christlichen Welt. Im hinteren Heftteil befinden sich regionale Kirchennachrichten.

Seit 2004 werden die Nachrichten – mit kurzen Unterbrechungen – auch in einer täglichen Nachrichtensendung für das Fernsehen produziert. Ein Jahr später ging das Nachrichtenportal idea.de an den Start. Das Blatt richtet sich an eher konservative Christen. ■



Wie lange schaffen Sie es eigentlich noch, Themen für Ihre Pro- und Kontra-Rubrik zu finden?

- a) Mit der Nummer haben wir einmal angefangen. Da kommen wir nicht mehr raus.
- b) Die evangelikale Seele beschäftigt noch so viel, dass es für die nächsten drei Jahre reicht.
- c) Unsere aufmerksamen Leser versorgen uns eifrig mit Vorschlägen.
- ~~X~~ Bis Jesus wiederkommt! So lange werden leider auch Christen uneinig sein.

In christlichen Kreisen bezeichnen viele ideaSpektrum als fromme Bild-Zeitung.

- a) Da stimme ich voll zu. Schillernde Storys sind unser Geschäft.
- b) Das ist lächerlich. Unsere Artikel sind sauber recherchiert und differenziert.
- c) Ertappt. Was meinen Sie, wieso wir den Titel (Spektrum = Bild) ins Lateinische übersetzt haben.
- ~~X~~ Es wäre schön, wenn wir deren Auflage von rund zwei Millionen hätten. Zum Inhalt: Jeder, der uns hier vergleicht, bekommt von mir eine aktuelle BILD-Ausgabe in die Hand gedrückt oder zugeschickt. Dann ist das Thema erledigt. Immer wieder bekomme ich aber dann auch zu hören, der Vergleich sei durchaus positiv gemeint: So wie BILD Millionen Leser hat, weil es heiße Eisen anpackt, so wage sich auch idea an Themen heran, die kirchliche und andere Medien nicht anzusprechen wagen.

ideaSpektrum ist das auflagenstärkste überregionale evangelische Wochenmagazin im deutschsprachigen Bereich. Welche weiteren Alleinstellungsmerkmale hat die Zeitschrift?



- a) Den „Gefangenen des Monats“
- b) Deutschlands größten christlichen Stellenmarkt
- c) Die schönsten Werbegeschenke, wenn Leser Leser werben
- Viele, zum Beispiel den „Gefangenen des Monats“ oder Deutschlands größten christlichen Stellenmarkt. Durch ideaSpektrum erfahren Abonnenten vor allem täglich mehrfach im Internet und einmal in der Woche im Magazin etwas über Ereignisse und Hintergründe, über die man als Christ Bescheid wissen müsste.**

Viele Überschriften Ihrer Artikel enden mit einem Fragezeichen?

- a) Das ist gar nicht wahr. Die Geburtstagsmeldungen Evangelikaler sind Fakt.
- b) Falls der Leser am Ende des Artikels keine Fragen mehr hat, ist doch alles gut.
- Psst. Das ist unsere Strategie, den Leser in den Text zu ziehen**



Wer entscheidet eigentlich über die Farbe des Titelblattes?

- a) Wir gehen das gesamte Farbspektrum systematisch durch.
- b) Das mischen die Redakteure in der Redaktionssitzung am Montag.
- c) Es ist gar nicht so leicht, das über die Jahre durchzuhalten und unterschiedliche Farbtöne zu finden.
- Ganz einfach: das Titelfoto. Der Rahmen muss farblich zu ihm passen.**



Welche Überschrift würden Sie über einem Artikel in den kommenden Ausgaben gerne lesen?

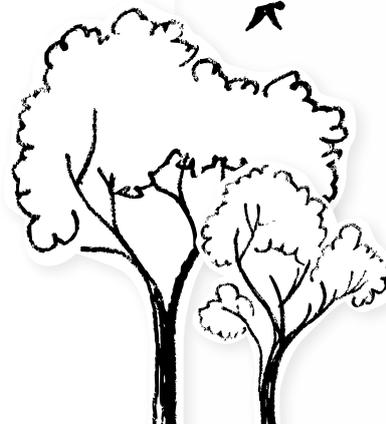
- a) Gläubiger landeskirchlicher Pfarrer entdeckt
- b) Linke, Grüne und CDU koalieren auf Landesebene
- c) Marsch für das Leben ohne Gegendemonstration
- Jesus ist wiedergekommen**

Einmal ging es in Pro&Kontra um die Frage: „Sollten Christen ohne Tannenbaum Weihnachten feiern?“ Finden Sie das nicht ein bisschen an den Haaren herbeigezogen?

- a) Nein. Das ist eine theologisch wichtige Frage, die jeder Christ für sich klären sollte, der den Herrn Jesus an Weihnachten in den Mittelpunkt stellen will.
- b) Wir versuchen, die Rubrik der Jahreszeit anzupassen. Vor Ostern ging es schließlich auch um die Frage „Sollten Christen Ostereier suchen?“
- c) Die Fragen „Darf man im Gottesdienst Shorts tragen?“ und „Sollten Christen auf Fleisch verzichten?“ hatten wir dieses Jahr schon.
- Ich kann den verstehen, der dies so sieht. Aber beispielsweise in Kreisen der stark engagierten Brüdergemeinden ist der Tannenbaum an Weihnachten hoch umstritten. Nachdem sogar ein bekannter landeskirchlicher Pfarrer ihn während eines Gottesdienstes aus der Kirche entfernt hat, stellte sich für uns natürlich das Thema: Was kann man denn gegen einen Tannenbaum haben? Die Reaktionen sind jedenfalls ungewöhnlich heftig und kontrovers gewesen.**

Wenn ideaSpektrum im Himmel erscheint: Wie lautet die Schlagzeile?

- a) Bonnke: doch hier!
- b) So ist es im Himmel
- c) Und wir hatten doch recht: Wer ist hier und wer nicht?
- Und die Bibel hatte doch recht**



In Pose für die Twitter-Welt: Denis Cuspert setzt auf Gesten, prätzt mit Besitz



Foto: Toumaj Khakpour / Twitter



Foto: Charlie Winter / Twitter

Den Dschihad im Herzen

Islamismus bedient sich der Popkultur, um Anhänger zu gewinnen. Doch die Banalisierung des Bösen kommt auch aus der kulturellen Mitte der westlichen Mediengesellschaft.

| VON DANIEL FRICK

Während viele Deutsche im vergangenen Sommer mit den Liedern „Atemlos durch die Nacht“ und „Auf uns“ den Weltmeistertitel und überhaupt das Leben feierten, stimmten viele Palästinenser ein Hoch auf den Tod von Israelis an: Das Lied „Versetzt Tel Aviv einen Schlag“ war ein Sommerhit im Nahen Osten. Zu flottem orientalischen Beat tanzten sie auf Partys und Hochzeiten: „Wir wollen weder einen Waffenstillstand noch eine Lösung, alles was wir wollen ist, Tel Aviv anzugreifen.“

Im Grunde handelt es sich bei dem Lied um eine tanzbare Version der Hamas-Charta, jener Organisation von Islamisten, die sich die Auslöschung des jüdischen Staates auf die Fahnen geschrieben hat. Die Forderungen ähneln sich: Verhandlungen mit Israel kommen nicht in Frage, Israels Armee und die Knesset sollen zerstört werden. „Wir haben ihre Luftschutzbunker aufgefüllt, o Palästinenser, ihr könnt stolz auf euch sein. Mein ganzes Volk rufe laut: Versetzt Tel Aviv einen Schlag.“

Der Rap mitsamt Video tauchte pünktlich zur kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Israel und Islamisten aus dem Gazastreifen im vergangenen Sommer im Internet auf. Das offizielle Fernsehen der Palästinensischen Autonomiebehörde strahlte ihn wiederholt aus. Tatsächlich handelt es sich bei dem Lied um eine Neuauflage: Es erschien zum ersten Mal Ende 2012 und begleitete schon die vergangene Runde des Kampfes zwischen Israel und der Hamas.

Wenn Lieder dieser Art Beliebtheit erlangen, weist das darauf hin, dass extremistische Ansichten im Nahen Osten keine Randerscheinung sind, sondern zur kulturellen Mitte gehören. Während sich die westliche Welt in den vergangenen Jahren darum bemüht hat, fein säuberlich zwischen Islam und Islamismus zu unterscheiden, versuchen Lieder wie „Versetzt Tel Aviv einen Schlag“ genau das Gegenteil: Extremistische Ansichten, die Gewalt und Genozid nicht nur befürworten, sondern auch feiern, sollen der Normalfall, die Mehrheitskultur sein.

Dschihad als hippe Form des Zeitvertreibs

Ironischerweise orientieren sich die Islamisten dabei im Prinzip an ihrem Erzfeind USA: Die Dominanz, die die USA im vergangenen Jahrhundert gewonnen haben, beruhte neben der militä-

rischen und wirtschaftlichen Stärke auch auf der sogenannten „soft power“ – der kulturellen Attraktivität durch Musik, Film und Fernsehen. Wenn Islamisten ebenfalls attraktiv wirken wollen, nennen das Sicherheitsexperten „Jihad Cool“.

Für den „Heiligen Krieg“ als hippe Form des Zeitvertreibes soll sich jedoch nicht nur die Jugend in Nahost begeistern, sondern die der ganzen Welt – auch und gerade der westlichen. Indem sie Stile westlicher Kultur nachahmen – etwa Rapmusik oder nach westlichem Vorbild gestrickte Propagandafilme –, finden sie Anknüpfungspunkte. Islamisten nehmen dabei auch den Widerspruch in Kauf, dass jegliche Volkskultur, sei es Literatur, Musik oder bestimmte Bräuche, im streng-konservativ ausgelegten Islam verboten ist. Doch um die Herzen der Menschen zu erreichen, ist jedes Mittel recht. Denn was angesagt ist, verfängt – und umgekehrt.

Nützliche Vergangenheit

Ein schillerndes Beispiel für eine Person, die diese Widersprüche vereint, ist Deso Dogg, mit bürgerlichem Namen Denis Cuspert. Der frühere Berliner Gangsta-Rapper wandte sich 2007 dem Islam zu, radikalisierte sich mit den Jahren und gehört heute zum Führungskreis des „Islamischen Staates“ (IS). Inzwischen nennt er sich Abu Talha al-Almani („Abu Talha, der Deutsche“).

Im Zuge seiner Wende entsagte er der Hip-Hop-Kultur und beschränkte sich musikalisch auf sogenannte Naschids, Lobpreislieder ohne Begleitung von Musikinstrumenten. Einer dieser auf Deutsch verfassten Naschids feiert den Terroristen Osama bin Laden als „den schönsten Märtyrer dieser Zeit“. Ein Video auf YouTube von 2012 zeigt Cuspert, wie er diesen Naschid im Kreis von Jugendlichen auf einer Wiese im Wald singt. Die Szene vermittelt eine Mischung aus Frohsinn und Ehrerbietung. Von finsternen Islamisten keine Spur. Die Atmosphäre erinnert an einen heiteren Wochenendausflug mit Spiel und Gesang, wie er auch in einer christlichen Jugendgruppe möglich wäre.

Völlig frei von westlicher Kultur ist Cuspert freilich nicht. Tatsächlich profitiert er von seinem früheren Leben als Gangsta-Rapper. Ohne diese Vergangenheit wäre er heute kaum bekannt, und diese Vergangenheit setzt er heute bewusst ein: Cuspert ist der Dschihadist, der früher Gangsta-Rapper war. „Damit wirkte Cuspert über seine Veröffentlichungen als Identifikationsfigur besonders für Personen, die, wie er selbst zu Anfang, am Beginn der Radikalisierung standen“, schreibt der Berliner Verfassungsschutz, der Cuspert im September 2014 eigens einen „Lagebericht“ widmete. Demnach ist Denis Cuspert der „interessanteste Propagandist (des IS) im deutschsprachigen Raum“.

Die zwei Seiten einer Medaille

Tatsächlich ist der Zusammenhang zwischen Gangsta-Rappern und Dschihadismus nur auf den ersten Blick widersprüchlich. Der Journalist Amir Khan hat Jugendliche in London begleitet, die einst als Gangmitglieder kriminell umtriebig waren und ihre Taten in Rap-Songs festhielten. Irgendwann wandten sie sich dem „Islam“ zu. Die Ideologie, die der IS vermittelt, „bot eine Brücke, die es ihnen erlaubte, ihren lokalen Weltblick mit der Großen Erzählung eines weltweiten Krieges zu verbinden“, schreibt Khan.

Einer dieser Jugendlichen, Abdel-Madschd Abdel Bary alias L Jinny, schaffte es noch 2012 mit seinen Liedern ins Radioprogramm der BBC. Zwei Jahre später steht er unter Verdacht, den amerikanischen Journalisten James Foley in Syrien enthauptet zu haben. Mit einem Twitter-Bild, auf dem er der Welt den abgehackten Kopf präsentiert, machte er auf sich aufmerksam. „Chillin' with my homie, or what's left of him“, hat er dazu geschrieben – und mit „homie“ einen typischen Begriff der Hip-Hop-Szene, in etwa „Kumpel“, gebraucht: „Abhängen mit meinem Kumpel, oder was von ihm übrig ist.“

Gemeinsamkeiten zwischen Islamisten und den extremen Formen des Gangsta-Rap sind nicht von der Hand zu weisen: Beide einen Vorbehalte gegenüber der Mehrheitsgesellschaft, die durch Rache und Gewalt überwunden werden soll. Beide Kulturen entwickeln bestimmte Umgangsarten wie Macho-Gehabe, einen Slang und einen Dresscode wie etwa tief sitzende Hosen oder Stammeskluft. Sie bieten in Gangs Gemeinschaft und Orientierung in einer Welt, die nach ihrer Auffassung gegen sie ist. Der IS ist im Grunde nichts anderes als eine Gang, der allerdings mit einer globalen Agenda auftritt und nicht nur das Wohnviertel verteidigt.

Der Dschihad mitten unter uns

Die Frage, wie Jugendliche, die in Europa aufwachsen, dazu kommen, sich dem Dschihad zuzuwenden, hat sich nach den Anschlägen von Paris intensiviert – und sie erfährt seither einen Wandel, zum Beispiel hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen Gewalt und Islam. Noch im September forderte SPD-Generalsekretärin Yasmin Fahimi, in Bezug auf die Terrorgruppe IS nicht einmal den Begriff „radikal-islamisch“ zu verwenden, um jegliche Verbindung von Gewalt und Islam zu vermeiden. Nach den Anschlägen von Paris forderte Bundeskanzlerin Angela Merkel „die Geistlichkeit des Islams“ dazu auf, das Verhältnis ihrer Religion zu Gewalt zu klären – und schloss damit einen Zusammenhang nicht aus.

Zu einer differenzierten Debatte gehört auch der Blick auf die westliche Kultur – nicht nur auf den Gangsta-Rap als „den bedeutendsten musikalischen Sozialprotest unserer Zeit“ (Khan). In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung warf der französische Philosoph Guillaume Paoli unter dem Eindruck der Pariser Anschläge die alte Frage erneut auf, ob beliebte Ego-Shooter à la „Call of Duty“ nicht doch ihren Beitrag zur Gewaltbereitschaft Jugendlicher leisten. Als Beleg zitiert er einen IS-Kämpfer, der gegenüber einem Reporter der BBC erklärt, sein neues Leben sei „spannender als ‚Call of Duty‘“. Das Fazit Paolis lautet: „In dieser Hinsicht ist der Dschihad vollkommen in die westliche Moderne integriert, die Fortsetzung des Computerspiels mit anderen Mitteln.“

Bei der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Islam und Gewalt und warum viele Jugendliche in den Dschihad ziehen, geht es also nicht nur um Hassprediger oder das mögliche Gewaltpotenzial in den muslimischen Schriften. Es geht ebenfalls um das „in der Mediengesellschaft eingestete terroristische Potenzial“, das laut Paoli radikal in Frage zu stellen ist. Seine Forderung bezüglich der Computerspiele lässt sich ohne Umschweife auf alle Medienformen übertragen: „Möge die nächste Rebellion die Todesbegeisterung vergessen, um empathische und lebensbejahende Spiele zu entwickeln.“ ■

Ein Leben für die Müllkinder

Als Professorin und Geschäftsfrau kann sich Maggie Gobran Luxus leisten. Doch nach einem Besuch im Slum Kairos will sie den Kindern im Müll helfen – und gibt dafür ihr bisheriges Leben auf. | EINE REZENSION VON JONATHAN STEINERT



Foto: Christoph Jorda

Als Maggie Gobran die Tür des Kleinbusses öffnet, wird sie von Gestank fast erschlagen. Müll, Abgase, Fäkalien und verbranntes Plastik machen das Atmen unerträglich. Sie sieht, wie Frauen und Kinder in den gesammelten Abfällen der ägyptischen Hauptstadt wühlen und Rohstoffe suchen. Davon leben die Menschen in diesem Stadtteil Kairos. Ratten, so groß wie Katzen, tummeln sich auf den Müllbergen. Gobran eckelt sich. Nur eine knappe Stunde dauert ihr erster Besuch im Slum der Millionenmetropole, in der Müllstadt Mokattam. Doch der üble Geruch verfolgt sie bis nach Hause – und auch das Elend der Menschen, das sie dort gesehen hat.

Das Buch „Maggie Gobran. Die Mutter Teresa von Kairo“ erzählt, wie dieses Erlebnis das Leben von Gobran veränderte. Magda Gobran-Gorgi wurde 1949 als viertes von fünf Kindern einer koptischen Familie geboren. Sie lernt Klavier und liebt den Sport – Tennis, Schwimmen, Wasserballett. Später studiert sie Betriebswirtschaft und Informatik an der Amerikanischen Universität von Kairo, arbeitet in der Werbe- und Marketingbranche, unter anderem als Marketingchefin von BMW in Ägypten, und wechselt schließlich ohne Habilitation als Professorin für Informatik an die Universität.

Nobelrestaurants, Luxushotels, Designerkleider, Schmuck und ein schicker Mercedes gehören für sie dazu. Zu Ostern und Weihnachten verteilt die koptische Christin mit anderen Frauen aus ihrer Gemeinde Lebensmittel an Arme. „Wir verteilten unsere Geschenke, gingen nach Hause und vergaßen die Armen im Alltag bald wieder“, erzählt sie. Aber je öfter Gobran die Elendsviertel besuchte, desto weniger konnte sie vergessen.

„Mama Maggie“

Das Buch schildert anschaulich, wie Gobran aus ihrer Welt der wohlhabenden Mittelschicht in die Welt der Müllsammler des Armenviertels Mokattam eintaucht und dort ihre Berufung findet. Es beschreibt die anfänglichen Berührungängste genauso wie das innere Ringen, ob sie sich wirklich darauf einlassen sollte. Denn die Konsequenzen, die Gobran dann für ihr Leben zieht, sind radikal. Sie tauscht nicht nur ihre eleganten Kleider gegen ein schlichtes weißes T-Shirt und lässt den Mercedes in der Garage stehen. Sie gibt auch ihre geliebte Arbeit an der Uni auf und verkauft ihren Schmuck und ihr Erbe, um mehr Zeit und Geld für die Armen zu haben. Ihre Familie ist nicht nur begeistert davon, unterstützt sie aber je länger, desto mehr.

Anfangs besucht Gobran zusammen mit drei anderen Helfern jede Woche 25 Familien, bringt ihnen Lebensmittel, Kleidung und Decken mit, klärt sie über Hygiene auf und erzählt ihnen Geschichten aus der Bibel. Das Team versucht, die Not zu lindern und den Armen vor allem eines zu zeigen: Sie sind geliebte Menschen. Bald ist Gobran für die Kinder in dem Elendsviertel nur noch „Mama Maggie“. Heute, nach 25 Jahren, hat ihre Organisation „Stephen’s Children“ über 1.000 Mitarbeiter, betreibt 95 Kindergärten, von denen 80 eine ambulante Klinik beherbergen, dazu fünf berufliche Ausbildungszentren. Die persönlichen Besuche bei nunmehr 32.000 Familien sind nach wie vor der Schwerpunkt der Arbeit. Seit 2009 wurde Gobran, die „Mutter Teresa von Kairo“, wie sie öffentlich auch genannt wird, jedes Jahr für den Friedensnobelpreis nominiert.

Der Fotograf Christoph Jorda hat für das Buch sehr ausdrucksstarke Bilder vom Kairoer Slum und Porträts von Gobran beige-

„Maggie Gobran fordert einen heraus“

Die Autorinnen Judith Kubitscheck und Judith Kühl waren für ihre Recherchen in Kairo. Für pro schildern sie ihre Eindrücke.

pro: Was ist Maggie Gobran für eine Frau?

Judith Kubitscheck: Maggie Gobran hat eine besondere Ausstrahlung. Man merkt, sie hat einen starken Glauben. Sie ist auch eine sehr visionäre Frau, die ein Ziel hat, von dem sie sich von niemandem abbringen lässt. Wir haben in Ägypten erlebt, dass unglaublich viele Leute von ihr fasziniert waren und deswegen bereit waren, ihr ein bis zwei Jahre bei ihrer Arbeit in der Müllstadt zu helfen.

Judith Kühl: Ich habe sie zum ersten Mal getroffen, als sie einem Kind im Slum die Füße gewaschen hat. Sie redet mit ihm, fragt, wie es ihm geht, wie es der Familie geht, und vor allem ermutigt sie jedes Kind. Sie vergisst dann die ganze Welt um sich herum, obwohl da Trubel ist, viele Menschen, viel Müll. Am meisten mag ich ihren Blick. Sie hat etwas Verschmitztes und dadurch einen lockeren Umgang mit den Kindern, sehr humorvoll und wertschätzend. In den Gesprächen mit ihr haben wir gespürt, dass sie sehr viel über das Leben nachgedacht hat.

Warum wollten Sie ihre Geschichte aufschreiben?

Kubitscheck: Es hat mich fasziniert, dass sie als Ägypterin – nicht als jemand von außen – gesagt hat: „Ich will da was tun“, und dass sie dafür so viel aufgegeben hat: Sie hat ja sogar ihr Erbe hergegeben, um noch ein paar mehr Kindern helfen zu können. Mich hat auch beeindruckt, wie sie als Koptin ihre Spiritualität lebt, und sich mehrere Stunden am Tag Zeit für die Stille nimmt.

Kühl: Am Anfang wollte sie nur etwas Gutes tun. Sie hat etwas von dem abgegeben, was sie sowieso im Überfluss hatte. Dann stellte sie aber fest: Ich bin diejenige, die von den Armen lernt, was Großzügigkeit ist, was Liebe bedeutet, worauf es im Leben eigentlich ankommt.

Wie sieht es in den Elendsvierteln in Kairo aus, wo Stephen's Children arbeitet?

Kühl: Es gibt zwei Slumviertel der Müllsammler. Mokattam ist das ältere und besser entwickelte. In dem anderen Slum, „15. Mai“, gibt es kaum Infrastruktur. Der Anschluss mit Strom und Wasser ist noch in den Anfängen. Überall ist Müll. Es gibt keinen Weg, sondern man geht auf dem Müll. Auch die Häuser sind daraus zusammengebaut. Es stinkt unglaublich. Und mittendrin spielen Kinder mit kaputten Puppen oder mit Joghurtbechern, was sie eben finden.

Kubitscheck: In Mokattam haben alle einen Wasseranschluss, wobei das kein Trinkwasser ist. Abwasser ist ein Problem, der Strom fällt immer wieder aus. Aber es hat sich in den vergangenen 30 Jahren einiges getan. Manche Bewohner haben kleine Läden aufgemacht und wohnen nicht mehr in einer Wellblechhütte, sondern in einem Backsteinhaus. Die meisten leben dort im Obergeschoss und sammeln im Erdgeschoss den Müll. Dann sitzen sie auf diesen Bergen und sortieren mit bloßen Händen den Müll auseinander, den sie vorher mit Eselskarren oder Pickups hergebracht haben.

Was ist dort anders im Vergleich zu anderen Slums, die Sie gesehen haben?

Kühl: Mir ist aufgefallen, dass die Menschen sehr fleißig sind. Da lehnt sich kaum jemand depressiv oder resigniert zurück. Sie sind selbstbewusste Kopten und Müllsammler.

Kubitscheck: Viele der Menschen, die wir getroffen haben, waren sehr optimistisch und freundlich. Ein Mädchen hat bei unserem Besuch ein zehn Minuten langes Dankgebet gesprochen. Das hat mich beschämt.

Was nehmen Sie aus der Arbeit am Buch für sich selbst mit?

Kubitscheck: Die koptischen Christen lernen viele Bibelverse auswendig, viele tragen ein Kreuz. Es ist für sie in einem mehrheitlich muslimischen Land nicht immer einfach, ihren Glauben zu leben, aber sie tun das voller Überzeugung. Das hat mich motiviert, wieder mehr in die Bibel reinzuschauen. Zu Weihnachten habe ich mir ein Kreuz als Kettenanhänger gewünscht, das ich jetzt trage.

Kühl: Maggie Gobran sagt, sie habe immer danach gesucht, was der Sinn ihres Daseins ist. Das ist eine Frage, die uns alle beschäftigt. Wenn sie von sich erzählt, fordert sie einen heraus: Wo soll mein eigenes Leben hingehen? Was ist meine Berufung?

Vielen Dank für das Gespräch!



Judith Kubitscheck/
Judith Kühl: „Maggie Gobran. Die Mutter Teresa von Kairo“, 255 Seiten, adeo, 17,99 Euro

steuert. Die Biografie lebt von den konkreten Beschreibungen verschiedener Begegnungen und Erlebnisse Gobrans. Dadurch kommt der Leser den Menschen der Müllstadt und ihren Lebensumständen sehr nahe und lernt Gobran kennen. Das Buch vermittelt das Bild einer Frau, die eine Sache entweder ganz oder gar nicht anpackt. Gleichzeitig erfährt der Leser, wie tief Gobrans Leben bei aller Umtrieblichkeit in ihrem christlichen Glauben verankert ist.

Ganz oder gar nicht

Gobran geht es nicht um ihre Person. Das wird in vielen Zitaten und Schilderungen deutlich. Sie möchte ein Leben führen, das „in Gottes Augen und für die Menschheit eine Bedeutung hat“.

Das lernt sie auch von den Armen selbst: Als Gobran einem barfüßigen Kind neue Schuhe kaufen möchte, besteht das Mädchen darauf, die Schuhe ein paar Nummern größer zu nehmen – für seine Mutter. Oder die 13-jährige Mary, die trotz ihrer Armut betet: „Gott, ich danke dir für so viele schöne Sachen, die du uns gibst: die Sonne, die Luft, dass wir Brot haben, den Schlaf heute Nacht ...“ Gobran fragt sich: „Wer hat dieses Kind gelehrt, so dankbar zu sein? Woher haben diese Menschen eine solche Großzügigkeit?“ Diese Erlebnisse führen Gobran zu Antworten auf eigene Fragen: Zwar weiß sie nicht, warum Gott dieses Leid zulässt. Aber sie weiß, „dass diese Menschen mir helfen, ein besserer Mensch zu werden. Diese Kinder zeigen mir, dass Gott selbst unter den Armen wohnt und dass sein liebevoller Blick auf ihnen ruht.“ ■

Ein Lied der Trauer

Hans-Jürgen Hufeisen ist einer der bekanntesten Flötisten Deutschlands. Seine Platten und CDs haben sich millionenfach verkauft, er tritt mit Margot Käßmann und Anselm Grün auf und hat Evangelische Kirchentage mitgeprägt. Was wenige wissen: Hufeisen wurde als Säugling von seiner Mutter ausgesetzt. | VON ANNA LUTZ

Wenn Hans-Jürgen Hufeisen seine Kindheit in Musik fassen soll, greift er zur Alt-Blockflöte. Tiefe, getragene Töne entströmen dem Instrument. Düster, melancholisch, schwer klingt die Erinnerung an die ersten Jahre seines Lebens. „Das ist ein Lied der Trauer“, sagt er.

Eveline Hufeisen ist 23 Jahre alt und ganz allein, als sie Hans-Jürgen in einem Hotel im nordrhein-westfälischen Anrath zur Welt bringt. Was an diesem 10. Februar 1954 genau passiert, ist bis heute ungeklärt. Wahrscheinlich hat es sich so abgespielt: Gegen drei Uhr schreit sie um Hilfe, der Gastwirt findet die erschöpfte und blutende Frau, holt eine Hebamme, die das Nötigste erledigt. Die junge Mutter, die eigentlich nur auf der Durchreise ist und ihre uneheliche Schwangerschaft bis zu diesem Zeitpunkt geheim gehalten hat, will das Kind nicht haben. In eine Decke gewickelt lässt sie das Neugeborene im Hotelbett liegen und fährt davon.

Einen Tag später findet der Hotelwirt das schreiende Bündel aus Decken und Mensch. Hans-Jürgen Hufeisen wird nie gestillt werden. Er wird nie Schlaflieder von seiner Mutter hören. Stattdessen kommt er zunächst in ein nahe gelegenes Säuglingsheim. Hier wird er die ersten zwei Jahre seines Lebens verbringen, bevor ihn eine Pflegefamilie vorübergehend aufnimmt. Erst 25 Jahre später wird er Eveline Hufeisen wiedertreffen. Ausgerechnet in einem Hotel.

Fragt man Hans-Jürgen Hufeisen heute nach seiner liebsten Bibelgeschichte, kommt die Antwort schnell: Das Leben des Mose bewegt ihn. Dieses Baby, das eine neue Heimat findet, obwohl es ausgesetzt war – und am Ende Großes bewirkt. Hufeisen hat am 10. Februar des vergangenen Jahres seinen 60. Geburtstag gefeiert. Zeit seines Lebens hat er sich bemüht, die Geschehnisse seiner frühen Kindheit aufzuarbeiten. „Ich mache meinen Frieden damit, indem ich vorangehe, zurückschaue, aber nicht stehen bleibe“, sagt er und wirkt dabei zugleich zerbrechlich und abgeklärt. Als habe er seine Geschichte schon

Hans-Jürgen lernt keine Lieder. Er ahmt Tiere und andere Geräusche nach. Er imitiert den Wind, die Vögel, erfindet Töne, die vorher noch nicht da waren.



tausendmal erzählt und doch nie ganz verwunden. „Es ist, als sei ich von zwei Engeln umgeben. Einem hellen und einem dunklen“, sagt er. Die beiden befänden sich in Balance und er arbeite daran, dass das Dunkle durchleuchtet werde. Es ist wie bei der von ihm so geliebten Musik: Ohne die tiefen Töne kommt kein schönes Lied zustande. Sie müssen mitklingen, um das Werk zu vervollständigen.

Als Dreijähriger muss der kleine Hans-Jürgen erneut umziehen. Seine Pflegemutter bringt ihn ins Kinderheim Haus Sonneck in Neukirchen-Vluyn im Westen des Ruhrgebiets. Das Jugendamt hat bestimmt, dass sie das Kind abgeben muss. Ihre Wohnung ist zu klein. Wer an westdeutsche Kinderheime der 50er Jahre denkt, hat schnell grausame Bilder im Kopf: Missbrauch, Erniedrigungen, fragwürdige Erziehungsmethoden. All das bleibt Hans-Jürgen Hufeisen erspart. Haus Sonneck gehört zum Neukirchener Erziehungsverein, einem christlichen Kinderhilfswerk. Die Schwestern nennen ihn „Häschen“, weil er





Foto: Stefan Neubig

so empfindsam ist. Eine gewisse Strenge habe es dort gegeben, auch mal eine Tracht Prügel. Besonders in Erinnerung sind Hufeisen aber die Einschlaf-Rituale im Heim. Eine Schwester habe sich Abend für Abend an sein Bett gesetzt und mit ihm gebetet: „Breit aus die Flügel beide/ o Jesu meine Freude/ und nimm dein Kücklein ein/ will Satan mich verschlingen/ so lass die Englein singen/ Dies Kind soll unverletzt sein.“ Hufeisen kann die Worte noch heute auswendig aufsagen. Und er entsinnt sich an das Gefühl, wenn die Schwester seine Stirn berührte und mit den Fingern ein symbolisches Kreuz darauf malte. Das ganze Prozedere habe er als kleiner Junge freilich nicht verstanden. „Aber ich wusste, da ist etwas, was mich beschützt.“

Begutachtet wie im Zoo

Während die anderen Heimkinder am Wochenende regelmäßig von ihren leiblichen Eltern abgeholt werden, bleibt der schweigsame Junge allein. Schwester Erna erklärt ihm: „Es gibt eine Mutter, aber die möchte dich nicht sehen.“ Tatsächlich hat sie ihn zwei Jahre nach seiner Geburt zur Adoption freigegeben. Später wird sie ihm ins Gesicht sagen, dass sie Hans-Jürgen abgetrieben hätte, aber keine Gelegenheit dazu hatte. Wieder und wieder kommen Paare ins Haus Sonneck, die Hans-Jürgen adoptieren wollen. Es läuft immer gleich ab: Eine der Schwestern nimmt ihn an der Hand und führt ihn ins Gästezimmer zu dem Ehepaar. Der Junge wird beschaut, begutachtet, von allen Seiten. „Es war wie im Zoo“, sagt Hufeisen heute. Einmal erschreckt ihn das so sehr, dass er die Hand der Erzieherin greift, laut schreit und aus dem Raum rennt. „Ich habe doch ein Zuhause. Hier ist mein Zuhause“, sagte er anschließend zu den Erzieherinnen. So wird es bleiben. Heute sagt er: „Dieses Gefühl, dass man mich wegschicken wollte, das möchte ich niemandem gönnen.“

Mit sechs Jahren bekommt er seine erste Blockflöte zu Weihnachten geschenkt. Das zurückgezogene und traurige Kind beginnt, die Musik zu entdecken. Schwester Olga bringt ihm bei, die ersten Töne zu spielen, im Wald in der Nähe. Hans-Jürgen lernt keine Lieder. Er ahmt Tiere und andere Geräusche nach. Er imitiert den Wind, die Vögel, erfindet Töne, die vorher noch nicht da waren. Schon kurze Zeit später, mit acht Jahren, spielt er ganze Vivaldi-Konzerte. Auch wenn seine musikalische Karriere atemberaubend werden soll: Seine Wurzeln hat Hufeisen nie vergessen. Bis heute imitiert er bei seinen Auftritten Tiere – zu Weihnachten etwa Ochs' und Esel im Stall bei der Krippe. „Die Chance, aus dem Nichts etwas zu machen“, fasziniert ihn und wird fortan sein Leben bestimmen.

„Klopfet an, so wird euch aufgetan“

„Klopfet an, so wird euch aufgetan“, lautet Hufeisens Konfirmationsspruch. Er hat ihn sich als Teenager selbst ausgesucht, heute sagt er, das Jesuswort sei sein Lebensprogramm geworden. Hufeisen studiert Blockflöte, spielt in einem Trio in Nordrhein-Westfalen regelmäßig vor nur einigen Dutzend Menschen. Seit er als Achtjähriger das Weihnachtsoratorium in der Stadtkirche Moers gehört hat, bewegt ihn Kirchenmusik beson-

Flötenmusik ist für Hans-Jürgen Hufeisen Leidenschaft und Trauerbewältigung zugleich. Im evangelischen Kinderheim lernte er das Spielen des Instruments, das ihn für den Rest seines Lebens begleiten wird. Seine Mutter (Bild, Mitte) lernte er erst als erwachsener Mann kennen



Fotos: privat





Foto: Stefan Neubig

Hans-Jürgen Hufeisen tritt mit bekannten Persönlichkeiten wie Margot Käßmann oder Anselm Grün auf. Evangelische Kirchentage hat er mitgeprägt

ders. Er bittet den Liedermacher Siegfried Fietz um eine Chance, in seinen Abakus-Musikverlag aufgenommen zu werden – und bekommt sie. Eine beispiellose Laufbahn beginnt. Bis heute hat er 30 CDs aufgenommen und vier Millionen Exemplare davon verkauft. Er gibt 40 Konzerte im Jahr, steht regelmäßig mit Margot Käßmann oder Anselm Grün auf der Bühne. Von 1983 bis 2011 gehört er quasi zum Inventar des Deutschen Evangelischen Kirchentages.

Doch nicht nur musikalisch klopft Hans-Jürgen Hufeisen an. Als er 25 Jahre alt ist, beschließt er, seine Mutter zu treffen. Noch weiß er nichts davon, dass sie ihn in einem Hotel ausgesetzt hat. Gerade ist seine erste Langspielplatte erschienen: „Hans-Jürgen Hufeisen. Blockflöte.“ Die schickt er gemeinsam mit einem Brief an seine Mutter, deren Adresse er über das Jugendamt herausfindet. Die Antwort kommt Wochen später, maschinengeschrieben, mit Unterschrift per Hand. In einem Hotel in Xanten am Niederrhein wollen Mutter und Sohn sich zum ersten Mal seit 25 Jahren in die Augen blicken. Als Hufeisen den Gasträum betritt, erkennt er seine Mutter Eveline sofort. Sie sitzt am Fenster, ein Cognacglas vor sich, eine Zigarette in der Hand. Sie essen zusammen, er fragt viel, sie antwortet willig. Gegen Mitternacht erzählt die Mutter ihm die Geschichte seiner Geburt. „Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich nie ein Hotel für unser erstes Tref-

fen ausgesucht“, sagt er heute. Damals fragt er nur: Warum? Die Antwort bleibt Eveline, die in zweiter Ehe verheiratet nun Schaper mit Nachnamen heißt, ihm schuldig bis zu ihrem Tod im Jahr 2007. Als er am nächsten Morgen am Frühstückstisch auf sie wartet, ist Eveline Schaper bereits abgereist. Wieder hat sie ihn in einem Hotel zurückgelassen.

Beerdigung einer unbekanntenen Mutter

Hufeisen trifft seine Mutter noch ungefähr sieben Mal. Ihre Beerdigungsfeier organisiert er zusammen mit seiner Halbschwester Karin. „Beerdigen Sie mal eine Mutter, die für Sie nie eine war“, erinnert er sich an den Tag. Doch nicht nur seine eigene Distanz zur Verstorbenen macht ihm zu schaffen. Als der Pfarrer ihn der Gemeinde vorstellt, sind die meisten Trauergäste überrascht. Dass Eveline Schaper einen Sohn hatte, wussten die wenigsten. Das Geheimnis seiner Geburt ist zum Geheimnis seines Lebens geworden. „Ich steh an deiner Krippen hier/ o Jesu, du mein Leben/ Ich komme, bring und schenke dir/ was du mir hast gegeben“, zitiert der Geistliche einen Liedtext von Paul Gerhardt. Hans-Jürgen Hufeisen spielt auf der Flöte die Melodie. Düster, melancholisch, schwer klingt auch dieses Lied der Trauer um eine Mutter, die er nicht kannte. ■

pro VIDEO



Film zum Artikel online:
bit.ly/hufeisen



Hans-Jürgen Hufeisens Lebensgeschichte ist als bebilderte Biografie erschienen: Uwe Birnstein: „Das unglaubliche Leben des Flötenspielers Hans-Jürgen Hufeisen“, 208 Seiten, Herder, 22 Euro, ISBN 9783451311925

Bibelfilm ohne Botschaft

„Left Behind“, die jüngste Verfilmung des Bibel-Romans „Finale – Die letzten Tage der Erde“, wartet mit Hollywoodstar Nicolas Cage auf. Leider verstrickt sich das Drehbuch in Nebenhandlungen, anstatt den größeren theologischen Rahmen zu erklären.

| VON MORITZ BRECKNER

Bleiben die Kleider eines Menschen zurück, wenn er entrückt wird? Wer ist der Antichrist und wann findet die Schlacht von Harmagedon statt? Über Fragen wie diese diskutierten Leser der „Finale“-Romane, die zwischen 1995 und 2004 erschienen sind. Geschrieben wurden die Thriller, in denen die biblischen Prophezeihungen über die Endzeit mit fiktiven Personen durchgespielt werden, von den amerikanischen Eschatologie-Spezialisten Tim LaHaye und Jerry B. Jenkins.

Bereits drei Mal wurden einzelne Handlungsabschnitte der ursprünglich zwölf Bände, zu denen sich mittlerweile drei Prequels gesellt haben, mehr oder weniger unbemerkt verfilmt. Der nun erschienene Actionstreifen von Regisseur Vic Armstrong erregt schon durch den Hauptdarsteller Aufmerksamkeit: Oscar-Preisträger Nicolas Cage („Leaving Las Vegas“, „Family Man“) spielt die Romanfigur Rayford Steele. Cage, so munkeln Hollywood-Insider, habe das Engagement aufgrund seiner hohen Schulden annehmen müssen.

„Es reicht nicht, die Bibel zu kennen – man muss glauben!“

Der Film behandelt die ersten 45 Seiten des ersten Bandes der Serie – entsprechend wenig von der Handlung ist in den kurzen 105 Minuten zu sehen. Durch umständliche Dialoge werden die Figuren vorgestellt, bevor nach einer halben Stunde die Entrückung stattfindet. Hauptfigur Rayford steuert zu diesem Zeitpunkt ein vollbesetztes Flugzeug. Als ein Teil der

Passagiere plötzlich verschwindet, bricht Panik aus. Währenddessen kämpft sich Rays erwachsene Tochter Chloe (Ashley Tisdale, „High School Musical“) durch New York, wo das rätselhafte Massenverschwinden Unfälle verursacht und binnen Minuten zu Chaos und Plünderereien führt. Ray sieht ein, dass seine tief gläubige Frau Recht hatte, als sie ihn vor der Entrückung warnte – denn die Verschwundenen, so kombiniert er, waren alle Christen (wenig originelles Indiz: einer hatte „Bibelstunde“ in seinem Kalender notiert).

Chloe begegnet einem Pastor. Er wurde als einer von wenigen Gemeindegliedern zurückgelassen und erklärt ihr: „Ich kenne die Worte, ich kann sie zitieren nach Kapiteln und Versen, aber das ist nicht genug. Es geht darum, zu glauben.“ Das ist leider die einzige frohe Botschaft des Films. Über den theologischen Kontext der Entrückung, Gottes Heilsplan mit den Menschen und beinahe den gesamten Inhalt der „Finale“-Reihe

lässt der Film Zuschauer ohne Vorwissen im Dunkeln. Stattdessen verstrickt er sich in den für die Handlung überflüssigen Spekulationen einzelner Passagiere in Rays Maschine über die Ursache des Massenverschwindens. Das letzte Viertel des Films handelt von Rays Versuch, das Flugzeug mit brennendem Triebwerk auf einer Autobahn zu landen. Für Uneingeweihte wirkt das wie ein drittklassiger Katastrophenfilm, bei dem willkürlich apokalyptische Dialoge eingestreut wurden, um einen Rahmen für die schlecht inszenierte Action zu schaffen.

Die Produktionskosten von 14,1 Millionen Euro hat der Film in den USA wieder eingespielt und sogar einen kleinen Gewinn gemacht. In der Gemeinde eignet er sich maximal als Einstieg für eine Auseinandersetzung mit biblischer Prophetie. Immerhin eine Frage kann der Film regen: „Wenn die Entrückung kommt – werden die Zurückgelassenen in meinem Umfeld wissen, was passiert ist?“ ■



Nicolas Cage wurde für seine Rolle als Rayford Steele für den Negativpreis „Goldene Himbeere“ nominiert

Left Behind.
105 Minuten,
freigegeben ab
16 Jahren. DVD
ab 9,99 Euro

Foto: KSM Media



Der Bote

Matthias Claudius umgab sich als Journalist, Dichter und Denker mit den Geistesgrößen seiner Zeit. Als Redakteur des „Wandsbecker Bothen“ machte er diesen Ort bekannt und sich einen Namen. Trotzdem war er fast immer knapp bei Kasse. pro ist den Spuren Claudius‘ in Hamburg gefolgt, wo er vor 200 Jahren gestorben ist. |

VON JONATHAN STEINERT

„Der Mond ist aufgegangen“ ist wohl das bekannteste Lied von Matthias Claudius, doch bei weitem nicht das einzige. Schon zu seinen Lebzeiten wurden um die 200 seiner Texte vertont

Foto: pro

Die Nachmittagssonne scheint an diesem Januartag flach über das Wasser. Dort, wo die Binnenalster zwischen den Häusern am Hamburger Jungfernstieg zur Elbe hin abfließt, bahnt sich das warme Licht seinen Weg über die Uferpromenade. Rot-weiße Ausflugsfähnen liegen paarweise nebeneinander vor Anker und halten Winterschlaf. Eine Frau in weißem Anorak wirft Brotkrumen in die Luft, die Möwen im Flug aufgeregt zu erhaschen versuchen. Was im Wasser landet, sammeln dort ihre Artgenossen auf. Andere sonnen sich auf dem Dach der Fähnen. Weiter links, wo das fünfstöckige Alsterhaus und seine ebenso hohen Nachbarn lange Schatten über die Straße aufs Ufer werfen, rollt und springt ein Skateboarder über die Treppenstufen. Auf einer Bank öffnen zwei junge Frauen eine Flasche Sekt. Schaum quillt heraus und trieft einer der beiden über die Hand. Auf der gegenüberliegenden Seite der Binnenalster rollen Züge wie rote und weiße Streifen über die Lombardsbrücke.

Auch wenn es damals noch keine Eisenbahn gab, niemand mit einem Skateboard am Ufer herumturnte und Segelschiffe statt motorisierter Boote auf dem Wasser lagen, wird Matthias Claudius in jenem Januar vor 200 Jahren hier ähnliches Getümmel beobachtet haben. Claudius verbrachte die letzten Wochen seines Lebens im Haus seines Schwiegersohnes, des Buchhändlers und Verlegers Friedrich Christoph Perthes, am Jungfernstieg. Perthes, der mit Claudius' ältester Tochter Caroline verheiratet war, hatte extra ein Wohnzimmer für den altersschwachen, 74-jährigen Claudius und dessen Frau Rebekka ausgeräumt. Das Bett schoben sie an die verglaste Balkontür mit Blick auf die Alster. Claudius' eigenes Haus stand in Wandsbek, das damals noch nicht zu Hamburg, sondern zu Holstein gehörte und dem dänischen König unterstellt war. Claudius marschierte seinerzeit eine gute Stunde, um zu seiner Tochter zu kommen, oder reiste mit der Kutsche. Heute verkehrt auf dieser Strecke alle fünf Minuten eine U-Bahn, die dafür eine Viertelstunde braucht.

Als Claudius in Altona, auf der anderen Seite Hamburgs, bei der Spezierbank arbeitete, lag das Haus seiner Tochter gerade auf halbem Weg. Dann schaute er oft bei ihr vorbei, trank Tee mit Kandis und rauchte seine Tonpfeife. Mit Perthes sprach er Hochdeutsch, denn der kam aus Thüringen. Familiensprache bei Claudius' war sonst Platt. „Dat Starwen is schwer“, sagte Claudius auf seinem Krankenlager. Das Sterben ist schwer. Doch in den letzten Tagen vor seinem Tod erlebten ihn seine Enkel heiter und fröhlich. Er machte Späße mit den Kindern und „freute sich auf das ewige Leben und die Gemeinschaft mit seinem Heilande Jesus Christus“, berichtet seine Enkelin Agnes. Sie stand damals kurz vor der Konfirmation. Claudius ermahnte sie, Jesus Christus müsse ihr „Eckstein“ werden. Am 21. Januar 1815 sagte Claudius am Morgen, dass er nachmittags zwischen zwei und drei Uhr sterben würde. Die Familie war die ganze Zeit bei ihm, sie beteten und sagten Verse aus der Bibel auf. Um halb drei holte Claudius zum letzten Mal Luft.

Zwei mannshohe Eisenkreuze stehen auf dem historischen Friedhof in Wandsbek, blaugrau, der Rand und die Inschrift vergoldet. Hier liegen Matthias und Rebekka Claudius begraben. Seine Frau überlebte den Dichter um 17 Jahre. Bis zu ihrem Tod besuchten ihre Kinder sie immer an Claudius' Geburtstag im August, um gemeinsam Kaffee zu trinken. 42 Jahre war das Ehepaar Claudius verheiratet. Enkelin Agnes erinnert sich daran,

wie Opa Oma von hinten umarmte, als sie sich vor dem Spiegel stehend die Mütze aufsetzte. „Es war ein Brautpaar nach vierzig Jahren in der jungen Liebe begriffen“, stellt sie fest.

Der Dichter und das Mädchen

Kennengelernt hat Claudius Rebekka im Dezember 1770. Sie war 16, er 30. Claudius war nach Wandsbek gekommen, um dort eine Stelle als Redakteur des „Wandsbecker Bothen“ anzutreten. Den Schlüssel zu seiner zukünftigen Wohnung bewahrte der Zimmermeister Joachim Friedrich Behn auf. Doch als Claudius an dessen Tür klopft, ist Behn nicht zu Hause – nur seine Tochter Rebekka. Sie lässt Claudius herein. Und da sich der Schlüssel in einem verschlossenen Wandschrank verbirgt, müssen sie dessen Tür gemeinsam aufbrechen, so sagt es die Legende.

Heute steht an dieser Stelle ein Haus mit ausgewaschenen gelb-beigen Klinkern, das im Erdgeschoss die Gaststube „Traditionshaus Lackemann“ beherbergt. Draußen stehen die Stühle und Tische einer Sitzgarnitur dicht aneinandergerückt, als wollten sie sich gegen den scharfen Wind gegenseitig wärmen. Die Markise hat sich in ihren Kasten eingerollt, nur der blaue, gewellte Rand schaut noch heraus. In den Fenstern stehen Plastikorchideen, wie überhaupt aller Pflanzenschmuck im Wirtshaus künstlich ist, bis auf eine rosé Rose, die in einer Glasvase auf dem weiß lackierten Holztresen ihren Platz findet. Aus den Lautsprechern tönt Swing der 30er Jahre. Es gibt Matjes mit selbstgemachter Apfel-Remoulade und Bratkartoffeln.

Auch Zimmermeister Behn betrieb in seinem Haus eine Wirtschaft. Die Hochzeitsgäste von Claudius wurden hier verköstigt. „Ich habe mir die unnötige Mühe gemacht, ein unbedeutendes Bauermädchen lieb zu gewinnen, und ich habe es mit ehrlichem Blut und Hirn beschlossen, sie zur Mäntin zu machen“, schreibt Claudius an seinen Freund Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, kurz bevor er bei Behn um die Hand Rebekkas anhält. Johann Gottfried Herder lässt er wissen: „Mir glühen oft die Fußsohlen für Liebe.“ Seine Hochzeit hatte Claudius nicht offiziell angekündigt. Da er so gut wie mittellos ist, beantragt er beim dänischen König die Erlaubnis, ohne vorheriges Aufgebot heiraten zu dürfen. Für den 17. März 1772 lädt er ein paar Freunde zu sich ein. Sie ahnen nicht, dass sie Zeugen seiner Eheschließung werden sollten. Zur Überraschung aller Anwesenden zieht Claudius das königliche Privileg aus der Schublade und der – zuvor eingeweihte – Pfarrer traut Rebekka und Matthias Claudius an Ort und Stelle.

„Rebekka wählen ist Geschmack. Nicht wahr, Kollege Isaak“, dichtet Claudius später. Mit ihrer nur grundlegenden Schulbildung kann Claudius' Frau nicht mit dessen und dem Intellekt seiner gelehrten Freunde wie der Dichter Johann Gottfried Herder oder Friedrich Gottlieb Klopstock mithalten. Doch ihre herzliche, lebenskluge, unbefangene Art wird von allen Gästen hoch geschätzt. Kaum ein Brief, den Claudius bekommt, in dem nicht ausdrücklich Grüße an Rebekka ausgerichtet werden. Ein Gast schreibt: „Claudius seine Frau! – oder Engel! ... empfang uns mit der offenherzigen Freundschaft, die sogleich ankettet. Ich hätte sie meine Schwester nennen mögen [...] Sie hat den schönsten Umriß von Gesicht, den ich je gesehen, ist gebaut wie eine Grazie.“

Geld – woher nehmen?

Claudius hat das Haar über seiner hohen Stirn nach hinten gekämmt, dass es ihm in den Nacken fällt. Unter der bis nach oben zugeknöpften Weste trägt er ein langärmeliges, kragenloses Hemd. Eine Kniebundhose gibt seine nackten Waden frei. Er ist barfuß. Die Arme hat er weit nach hinten geschwungen, die Knie leicht gebeugt, als wollte er sogleich abspringen – über das Kind hinweg, das auf allen Vieren vor ihm hockt. So stellt eine Bronzeplastik auf dem Wandsbeker Marktplatz Claudius dar. Sie zeigt den „Ehrensprung“, ein altes Ritual bei der Geburt eines neuen Kindes. Insgesamt bringt ihm seine Frau zwölf Kinder zur Welt. Das erste stirbt kurz nach der Geburt, ein weiteres mit zwei Jahren und Tochter Christiane stirbt als 20-Jährige an Typhus. Als Claudius einige Jahre zuvor in Jena studierte, hatte er schon den Tod seines Bruders Josias miterlebt. Umso größer scheint die Freude über neues Leben zu sein: „Du kannst nicht glauben, Andres, was für ein Fest es für mich ist, wenn Adäbär ein neues Kind bringt, und die Sach nun glücklich getan ist und ich’s Kind im Arm habe. Kann sich keine Truthenne mehr freuen, wenn die Küchlein unter ihr aus den Eiern hüpfen. „Da bist du, liebes Kind!“ sag ich denn, „da bist du; sei uns willkommen! – es steht dir nicht an der Stirn geschrieben, was in dieser Welt über dich verhängt ist, und ich weiß nicht, wie es dir gehen wird, aber gottlob daß du da bist! und für das übrige mag der Vater im Himmel sorgen.““ So schreibt es Claudius in einem fiktiven Briefwechsel.

In seinen ersten Jahren in Wandsbek verdingt sich Claudius als Journalist beim „Wandsbecker Bothen“. Seine Wohnung, Redaktionsstube und Druckerei sind im selben Haus – zu dem ihm Rebekka einst den Schlüssel gab. Es liegt nur wenige Meter von ihrem Elternhaus entfernt an der heutigen Wandsbeker Marktstraße. Fünf seiner Kinder kamen hier zur Welt. Ein Bettenladen befindet sich jetzt an dieser Stelle, umrahmt von einer Rossmann-Filiale und der Claudius-Apotheke. Rot und gelb, blau und weiß leuchtende Lettern und Schilder prangen an den Reihenhäusern und buhlen um die Aufmerksamkeit der Passanten für die Geschäfte, deren Namen sie verkünden. Schräg gegenüber auf der anderen Seite der Kreuzung steht die Kirche. Würden nicht Ampeln den Verkehr regeln, wären die mehrspurigen Straßen kaum sicheren Fußes zu überqueren. Auf einem Bordstein stehen zwei Autos mit demoliertem Front, die Airbags hängen wie halb aufgeblasene Wasserbälle aus den Armaturen heraus. Claudius musste nicht weit gehen, um den Gottesdienst zu besuchen, der zum Sonntag dazugehörte wie das Amen zum Gebet. Trotzdem kam er meistens zu spät – weil er die dänischen Lieder aus dem Gesangbuch nicht mochte. Lieber sang er mit seiner Familie am Abend Choräle.

Der „Wandsbecker Bothe“ wurde nach knapp fünf Jahren wieder eingestellt. Nach einem unglücklichen Jahr als Redakteur einer Zeitung in Darmstadt kehrt Claudius mit seiner Familie wieder zurück in sein Wandsbecker Haus. Womit er Geld verdienen soll, weiß er da noch nicht. „Was in Wandsbeck anfangen? Übersetzung, Fortsetzung von Asmus herausgeben, und Befehl Du Deine Wege“, spielt Claudius auf den Choral von Paul Gerhard an. Sein Sohn Friedrich berichtet, Claudius habe wenig Wert auf Gut und Geld gelegt, vielleicht zu wenig. Dafür habe sein Vater auf Gott vertraut, was ihm ein „unerschöpflicher Born von Hoffnung“ gewesen sei. Gelegentlich spielte Claudius

auch Lotto. Doch wie die Familie über die Runden kam, war vor allem die Sorge Rebekkas. „Auch wenn sie oft nicht wusste, woher nehmen, sie ließ sich Sorgen nie anmerken“, sagt Friedrich. Es sei ihr Verdienst gewesen, dass es im Haus immer munter und heiter zugeht „und sich von Nahrungssorgen nicht das geringste zeigte“.

Draußen zu Hause

„Er mochte nichts als Vögel singen hören, Klavier spielen und spazieren gehen“, sagte Claudius’ Darmstädter Vorgesetzter über ihn. Zweimal hatte Claudius eine Stelle als Organist in Aussicht, die sich aber beide wieder zerschlugen. Musik war ein fester Bestandteil im Hause Claudius. Jeden Mittwoch fand sich ein Hausorchester zusammen, abwechselnd bei Claudius’ und im Haus des Pfarrers. Bevor Claudius’ Freund Voß nach Wandsbek reiste, empfahl er diesem, ordentlich Geige zu üben. „Die laute Lache über den, der hier Ostern kommt und nicht spielen kann.“ Rebekka spielte Cello, Claudius selbst bediente das Klavier – „recht brav“, wie der befreundete Königsberger Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt feststellt, wenn auch „etwas hart und ungebunden“. Reichardt vertonte unter anderem eine Weihnachtskantilene von Claudius und ließ es sich nicht nehmen, mit Claudius zu musizieren: „Des Dichters schlechtes, kaum halbbesaitetes Klavier war fast immer verstimmt und doch sangen und spielten wir oft mit wahrer Freude stun-



Matthias Claudius setzt zum Sprung über sein Kind an – ein Ritual bei der Geburt eines neuen Familienmitglieds. Die Plastik auf dem Wandsbeker Marktplatz erinnert an den berühmten Bürger der Stadt

Foto: pro

denlang zusammen.“ Gemeinsam mit dem Dichter Gotthold Ephraim Lessing besuchte Claudius einmal Carl Philipp Emanuel Bach, einen Sohn Johann Sebastian. Der folgte in Hamburg Georg Philipp Telemann im Amt des städtischen Musikdirektors nach. Nachdem Bach einige seiner Werke vorgespielt hatte, setzte sich auch Claudius ans Klavier. „Ich höre, Sie spielen mit Leib und Seele“, kommentierte Bach.

Familie Claudius wurde größer, das Haus zu klein. Deshalb kaufte Claudius ein Haus fünf Minuten Fußweg weiter stadteinwärts an der Wandsbeker Marktstraße. An den Füßen kribbelt es, wenn die U-Bahn darunter hinweg fährt. Der Bürgersteig ist auf der ganzen Länge der Häuserzeile mit Hartplastikbögen überdacht. Ein Feinkostladen präsentiert vor einem der Häuser, die sich Wand an Wand drängen, seine Auslagen, Granatäpfel, Melonen, Mandarinen, Ananas. Davor steht eine weiß-rosa Telefonzelle. Vor Claudius' Haus, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, säumte damals eine Reihe Linden die Straße. Eine breite Treppe mit runden Stufen führte zum Eingang. An Sommerabenden saß die Familie dort zusammen und wartete auf den Abendstern. Hinter dem Haus gab es eine Sandgrube, in der Kinder und Enkel Gärten anlegten und ganze Städte bauten. Vom Wandsbeker Gutsherrn, dem Kaufmann Heinrich Carl von Schimmelmann, hatte Claudius zum Einzug eine Kuh geschenkt bekommen, die zudem unentgeltlich auf einer Wiese auf dessen Grundstück weiden durfte. Zu Claudius' Haushalt gehörten auch zwei Hunde: Onkel Phylar und Tante Nies, wie die Enkel sie nannten. Mit ihnen ging Claudius oft im Wandsbeker Gehölz spazieren.

Auch heute sind Fußgänger mit ihren Hunden in dem schmalen Waldstreifen unterwegs. Fahrradfahrer, in Anoraks, Mützen und Handschuhe gehüllt. Jogger, die ihre Fitness trainieren. Junge Frauen mit Kinderwagen. Durch das Geäst der kahlen Eichen und Buchen, in dem ein rotes Eichhörnchen balanciert, ist der Kirchturm zu sehen. Vereinzelt hängen noch trockene braune Blätter an den Zweigen. Doch die meisten liegen auf dem Waldboden. Auf der Suche nach Essbarem wühlt eine Amsel geräuschvoll darin herum. Zum selben Zweck sucht ein Baumläufer mit seinem gebogenen Schnabel die Rinde der Bäume ab. Ein Wintergoldhähnchen auf Insektensuche wird an den Blättern einer Stechpalme fündig, die zwischen den Zweigen eines Rhododendrons herauswächst. Daneben steht ein rötlicher Gedenkstein. Der Name des Dichters, der hier spazieren ging, und seine Lebensdaten sind darin eingemeißelt. Dazu ein Wanderstock, obenauf ein Hut, untendran eine Tasche. Sie zieren auch das Wappen von Wandsbek. Es sind die Symbole des Boten – Matthias Claudius'. Als Redakteur, als Bote, machte er Wandsbek, das damals noch keine 5.000 Einwohner hatte, zum „berühmtesten Marktflecken Deutschlands“, wie ein Zeitgenosse sagt, weil er die Gelehrten seiner Zeit, mit denen er auch befreundet war, als Autoren gewinnen konnte. Doch Claudius war auch „ein wahrer Bote Gottes“. Der Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi sagt über Claudius, sein Christentum sei „so alt als die Welt“ und sein Glaube für ihn „nicht bloß höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich es mir wohl auch wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß“.

Wer dieser Tage das Grab Claudius' besucht, wird auf dem Eisenkreuz außer dessen Namen lesen, was der Dichter geglaubt hat: So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er Jesus Christus auf die Welt schickte. Wer an ihn glaubt, hat das ewige Leben. ■



www.factum-magazin.ch

Das christliche Magazin zum besseren Verständnis unserer Zeit.

Lesen Sie im aktuellen factum 1/2015 unter anderem:

- «Nimm und lies!» – aber das Richtige.
Zwölf gute Gründe für das Lesen der Heiligen Schrift.
- Jesus, der Muslim
Christen sind gefordert, den wahren Jesus zu bekennen.
- Das Bewusstsein überlebt
Wissenschaftler erstaunt: Bewusstsein auch nach dem Hirntod.
- Glaube: Leben als Kunstwerk
Warum es schön ist, ein Christ zu sein.

Bestellen Sie jetzt ein **KOSTENLOSES** Probeheft oder ein Schnupper-Abo* (4 Ausgaben, inkl. Porto) ohne weitere Verpflichtungen für CHF 25.-/€ 20.-!

Bestellen unter: Schwengeler Verlag AG, Postfach, CH-9442 Berneck, abo@schwengeler.ch
Tel. 0041 (0)71 727 21 20

(* Schnupperabo nur in CH, DE und AT möglich)

factum – Wissen, was die Welt bewegt

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Die Welt ist hinüber

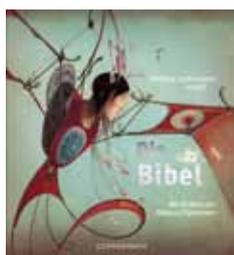
Michel Houellebecq hat mit „Unterwerfung“ unfreiwillig Geschichte geschrieben. Das Buch erschien am Tag der Morde an den Pariser Mitarbeitern der Zeitschrift Charlie Hebdo. Diese zeigte den Autor am selben Tag auf dem damals aktuellen Cover des Satiremagazins. In seinem Werk stellt Houellebecq die Frage nach der Zukunft Frankreichs. Seine Vision zeigt ein Land, zerrieben zwischen Islamisten, Linken und Rechten. Die Presse trägt ihren Teil zu den wachsenden Unruhen bei – indem sie nichts tut. Mitten in diesem für den deutschen Leser teils schwer überschaubaren Polit-Chaos melancholiert sich Houellebecqs Protagonist, ein ebenso sexbesessener wie freudloser Literaturprofessor, durchs Leben, sucht nach dem Glauben und der Wahrheit und findet Leere. „Unterwerfung“ ist ein vernichtender Rundumschlag gegen die Grundfesten der Gesellschaft. Das Buch fragt, was übrig bleibt, wenn Politik, Presse und Religion versagen, und gibt eine niederschmetternde Antwort: Nichts. | **ANNA LUTZ**
Michel Houellebecq: „Unterwerfung“, Dumont, 272 Seiten, 22,99 Euro, ISBN 9783832197957



„Ich schwebe nicht mehr haltlos im leeren Raum“

Als Siebenjährige kam sie mit einem Kindertransport nach England und entging so der Judenvernichtung. Ihre Eltern wurden in Polen von den Nazis ermordet. In dem Buch „Meine Krone in der Asche“ beschreibt Hanna Zack Miley ihre Spurensuche nach ihrer eigenen Kindheit und nach ihren Angehörigen in Deutschland und Polen. Sie verfolgt den Weg ihrer Eltern bei der Deportation von Köln ins Ghetto Lodz und nach Chelmno, bis in den Tod. Die Autorin bekennt sich zum christlichen Glauben, nimmt aber auch ihre jüdische Herkunft ernst. Wie Vergebungsbereitschaft ihr geholfen hat, sich mit ihrer eigenen Geschichte zu versöhnen und die Traumata ihrer Kindheit teilweise zu überwinden, schildert sie in dem lesenswerten Buch. | **ELISABETH HAUSEN**

Hanna Zack Miley: „Meine Krone in der Asche. Der Holocaust, die Kraft der Vergebung und der lange Weg zur persönlichen Heilung“, Fontis, 288 Seiten, 15,99 Euro, ISBN 9783038480105



Die Bibel in der Sprache der modernen Kunst

Groß, bunt und modern haben Philippe Lechermeier und Rebécca Dautremer die Bibel in Wort und Bild für Kunstliebhaber neu gestaltet. Großformatige Abbildungen wechseln sich mit illustrativen Nacherzählungen ab – angefangen bei Adam und Eva bis hin zum Leben Jesu. Noch vor den textlichen Inhalten stechen die Zeichnungen der weltweit anerkannten Künstlerin Rebécca Dautremer ins Auge. Anspruchsvoll, tiefgründig und originell verarbeitet sie Aspekte der biblischen Geschichten. Auch der Schriftsteller Philippe Lechermeier verfasst die biblischen Ereignisse illustrativ und neu. Dabei bedient er sich verschiedener Darstellungsformen. Er erzählt, berichtet und dichtet. Mit künstlerischer Freiheit fügt der Autor Details phantasievoll hinzu, lässt aber auch Teile der Bibel weg. Der Druck auf schwerem Glanzpapier unterstreicht den massiven Charakter des Werkes. | **GABRIELA WUNDERLICH**

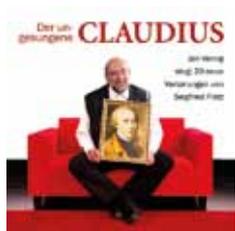
Philippe Lechermeier/Rebécca Dautremer: „Die Bibel“, Copenrath, 381 Seiten, 44 Euro, ISBN 9783649621164



Lieder für Gerechtigkeit

Für die CD „Songs for Justice“ haben sich bekannte christliche Künstler zusammengetan, um ihre Stimme gegen moderne Sklaverei und Menschenhandel zu erheben: Judy Bailey, Lothar Kosse, Sarah Brendel oder Noel Richards. Heute leben weltweit mehr Menschen in Sklaverei als je zuvor in der Geschichte. Diese und weitere Themen sozialer Gerechtigkeit arbeiten die Musiker in den neu geschriebenen und komponierten Songs auf. Die zwölf überwiegend ruhigen Stücke sind gute handgemachte Musik mit Pop-, Rock- und Folkeinschlägen. Die Texte von „Songs for Justice“ rufen zum Handeln auf. | **MARTINA SCHUBERT**

„Songs für Justice“, IJM Deutschland, 14,95 Euro, EAN 5303735793182



Der (bisher) ungesungene Claudius

Zum 200. Todestag des Dichters Matthias Claudius hat der Gospelsänger Jan Vering ein Album mit neuen Vertonungen von Claudius-Texten herausgebracht. Die Musik zu den meisten Titeln lieferte Siegfried Fietz. Die schnörkellosen Melodien und stimmungsvollen Instrumentalbegleitungen stehen ganz im Dienst der Texte. Die gibt Vering nicht einfach nur wieder, sondern erzählt sie kraftvoll und zugleich einfühlsam, dass den Zuhörer bei „s ist Krieg“ die Verzweiflung packt, während er bei „An Rebecca“ etwas von der tiefen Liebe und Dankbarkeit spürt, die Claudius für seine Frau empfunden hat. Besondere Bonbons sind die zwei Wiegenlieder, bei denen die Sopranistin Christiane Wenmakers mitsingt. Die Musik und ihre Interpretation schaffen es, Gefühl und Witz ebenso wie die Ernsthaftigkeit und Weisheit hörbar zu machen, die den Worten Claudius' innewohnen. Die Platte ist nicht besonders flott, aber es wäre ohnehin schade um die wertvollen Texte, wenn sie sich schneller drehte. |

JONATHAN STEINERT

Jan Vering: „Der ungesungene Claudius“, Abakus Musik, ab 12,95 Euro, ISBN 9783881245425



Haushalt hält fit

Nach zwei CDs sind „Die Mütter“ reif für die Kur. Wie alles im Leben nehmen sie auch diese Situation mit Humor. Gewohnt kreativ und geistreich bietet das Kabarett eine Mischung aus Liedern und Sprechszenen, die den Alltag einer Mutter mit einem Augenzwinkern abbildet. Mit vollem Einsatz demonstrieren die drei Frauen etwa, dass der Haushalt einen Besuch im Fitnessstudio überflüssig macht. Ob Schmutzwäschehaufenallergie oder die bald getrübte Vorfreude auf die Schulferien – erneut ist Thea Eichholz, Margarete Kosse und Carola Rink ein abwechslungsreiches Programm gelungen. Dieses erhält durch Pianist Eberhard Rink zusätzliche Würze – nicht nur, wenn es um Unterschiede zwischen Männern und Frauen geht. Auch der christliche Glaube kommt nicht zu kurz. Am eindrucksvollsten sind „Die Mütter“ natürlich auf der Bühne. Aber wer im Booklet die Fotos zu „Die Mütter on Kur“ betrachtet, erhält auch beim Hören der Doppel-CD zumindest einen Eindruck von der Verwandlungskunst der drei Darstellerinnen. |

ELISABETH HAUSEN

Die Mütter: „Die Mütter on Kur – Anwendungen für alle!“, Gerth Medien, 17,99 Euro, ISBN 4029856395142



Glück: Umarmt sein von Gott

Die deutsch-italienische Sängerin Sefora Nelson, die in Chicago Gesang und Theologie studierte, beschäftigt sich auf ihrem neuen Album mit der Frage, was eigentlich Glück ist. Glück muss nicht immer laut sein. Das zeigen die ruhigen Balladen auf dem Album, die von Klavier, Streichern und akustischer Gitarre bestimmt sind. Bis auf zwei Ausnahmen sind die Liedtexte auf Deutsch. Der Text des Songs „30 Stücke Silber“ ist ein Lied von Jesus an Judas: „Warum hast du nicht vertraut?“, heißt es darin. „Waren diese paar Silberlinge wirklich dein Glück? Hätte ich nicht mehr für Dich gehabt?“ Nelson hat die christliche Musik nicht neu erfunden, aber ihre Lieder gehen tief und beruhigen. Nelson sagt: Glück, das sei wie „umarmt sein von Gott selbst. Sich geliebt und sicher wissen“. |

JÖRN SCHUMACHER

Sefora Nelson: „Glück“, Gerth Medien, 17,99 Euro, EAN 4029856395074



Den Himmel gibt's echt

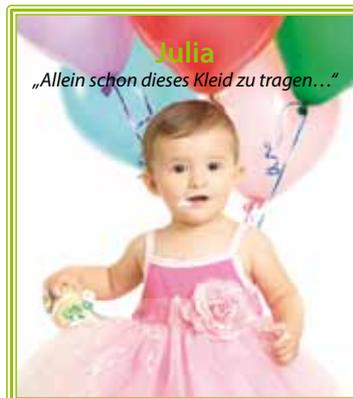
Als der vierjährige Colton Burpo aus Nebraska lebensgefährlich erkrankt und operiert werden muss, ist es zunächst ein Schock für die Pastorenfamilie. Doch der Junge erstaunt seine Eltern und später Menschen auf der ganzen Welt mit seinem Bericht: Er sei während der OP im Himmel gewesen und habe Jesus und einige Engel getroffen. Pastor Todd Burpo wird vom Schauspieler Greg Kinnear verkörpert („Little Miss Sunshine“), seine Frau von Kelly Reilly („Sherlock Holmes“). Die guten Schauspieler und der renommierte Regisseur Randall Wallace tragen dazu bei, dass der 90 Minuten lange Spielfilm nichts mit einer faden Low-Budget-Produktion gemein hat. Die Verfilmung des bekannten Bestsellers spricht explizit christliche Fragen an, kann sich aber im Mainstream-Kino sehen lassen und rührt das Herz. |

JÖRN SCHUMACHER

„Den Himmel gibt's echt“, DVD, SCM Hänssler, 90 Minuten, 14,99 Euro, lieferbar ab März 2015

Geburtstag fürs Leben

Wenn aus einem Geburtstag viele Geburts-Tage werden...



Weil Leben das größte Geschenk ist.

Jedes Jahr gehen hierzulande weit über 100.000 Schwangere zu einer Abtreibung. Die allermeisten tun dies aus Verzweiflung und weil sie keine Alternative für sich sehen. Pro Femina berät diese Schwangeren und hilft ihnen, damit sie sich für ein Leben mit ihrem Baby entscheiden können.

Mit Spenden statt Geschenken bewahren Sie Schwangere und ihre ungeborenen Babys unmittelbar vor einer Abtreibung. So können aus Ihrem Geburtstag ganz viele Geburts-Tage werden.

Bitte spenden Sie Ihren Geburtstag:

Bitte füllen Sie hierzu das Anmeldeformular im beiliegenden Flyer aus und senden Sie dieses an Pro Femina. Wenn Sie Papier und Porto sparen möchten, können Sie die Anmeldung auch auf www.1000plus.de/Geburtstag vornehmen oder einfach eine E-Mail an kontakt@1000plus.de schreiben.

Spendenkonto: Pro Femina e.V. | IBAN DE47 7002 0500 0008 8514 00 | BIC BFSWDE33MUE

1000plus.de[®]
HILFE statt Abtreibung.